

# PUBERTÄT UND ADOLESCENZ AUS DER SICHT DER KLINISCHEN ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGIE

## EMPIRISCHE GRUNDLAGEN DER PSYCHOTHERAPIE • TEIL 2: DIE ADOLESCENZ

### PUBERTY AND ADOLESCENCE FROM THE VIEW OF DEVELOPMENT PSYCHOPATHOLOGY

#### EMPIRIC FUNDATION IN PSYCHOTHERAPY • PART 2: ADOLESCENCE

Peter Osten

#### Zusammenfassung

In Teil 2 dieser Arbeit werden im Anschluss an die Darstellung der biologischen Umbrüche in der Pubertät (Teil 1) zunächst die Entwicklungslinien von der späten Kindheit bis ins frühe Erwachsenenalter aufgezeigt, um vom Kontext her die Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz zu verdeutlichen. Durch die körperlichen Veränderungen entsteht erhöhte Selbstaufmerksamkeit, dies stößt die „Entdeckung des Selbst“ und die Bildung genitaler Identität an. Identität wird hierbei als psychosoziales „Feldphänomen“ definiert, also nicht als ein individueller Solipsismus. Dabei verliert prolongierte Selbstaufmerksamkeit ihren salutogenen Einfluss und trägt zu Rückzug und Verunsicherung bei; teilweise bei erhöhter Konzentrationsfähigkeit. Jugendliche Identität besteht zu Beginn nicht so sehr aus dem, was man als Jugendlicher *ist*, sondern vielmehr aus dem, was man *sein* und *werden will*. So navigieren Adoleszente ihren Identitätsprozess in verschiedenen (postmodernen) Umfeldern – Familie, Schule, Ausbildung, Freizeit, Peergruppen, Partnerschaften, Sexualverhalten, Politik, Kultur und Gesellschaft – zwischen Widerspruch, moralischer Wertigkeit und persönlicher Stimmigkeit, bis sich prägnante Muster ausbilden. Wege in die berufliche Identität werden aufgezeigt, beginnend bei den motivationalen Entwicklungslinien. Bei der Abstimmung von Wunsch und Wirklichkeit im beruflichen Bereich werden Geschlechterunterschiede beleuchtet, die Persönlichkeitsentwicklung am Übergang in den Beruf wird aufgezeigt. Damit stellen sich drei Hauptentwicklungsaufgaben der Adoleszenz heraus: Geschlechtsidentität, berufliche Identität, politisch-gesellschaftliche Identität.

#### Schlüsselwörter

Reifung in der Adoleszenz - klinische Entwicklungspsychologie - Psychotherapieforschung - allgemeine Psychotherapie - entwicklungsorientierte Intervention

#### Summary

Following the process of biological changes in puberty, in part 2 of the article the developmental pathways from late childhood to the adult age are pointed out, to make clear the context of developmental tasks of adolescence. The physical changes give rise to an intensification of self awareness. This initiates the „discovery of the self“, and the formation of gender identity. Identity is defined as a psychosocial „field phenomena“, not as an individual solipsism. On this occasion, *delayed* self awareness loses its protective influence, and contributes to social retreat and insecurity, but sometimes with increased concentration at the same time. In the beginning adolescent identity is not made out of what juveniles *are*, but rather out of what they *want to be*. That's why adolescence „navigates“ their identity process in various (postmodern) environments – family, school, vocational trainings, leisure time, peer-groups, partnership, sexuality, politics, culture, and society – between contradiction, moral valuation, and personal tuning. The pathways to the vocational identity are described, beginning with motivational development. The tuning of wishes and vocational reality makes clear that there are genderly differences. The personality development in transition to the occupation is shown. On this occasion three main tasks of adolescence are pointed out: development of gender identity, vocational identity, and culture identity.

#### Keywords

maturation in adolescence - development psychopathology - evidence research - psychotherapy integration - developmental orientated intervention

### 1. Vorbemerkung

In Teil 1 dieser Arbeit habe ich auf die Bedeutung klinischer Forschung – klinische Entwicklungspsychologie und Evidenzforschung – Bezug genommen und dargestellt, welchen Nutzen entwicklungspsychologische Ergebnisse auch im Bereich der Erwachsenenpsychotherapie haben können. Danach

habe ich wesentliche Entwicklungsthemen aus der Zeit der Pubertät aus klinisch-entwicklungspsychologischer Sicht dargestellt und versucht, die Fragen und Probleme der psychischen Adaptation an diese zunächst körperlichen Veränderungen aufzuzeigen. Im Hinblick auf Ätiologie und Entwicklungsprognose

sen scheinen aus neuerer Forschungssicht hierbei der pubertäre Status und das individuelle Timing der Entwicklungsabfolge die höchste Aussagekraft zu haben (Alsaker 1995). Der Übergang vom kindlichen Begehren bis zum Beginn der adoleszenten Identitätsbildung wurde aus persönlichkeits- und sozialisationstheoretischer Perspektive beleuchtet. Im zweiten Teil werden diese Entwicklungslinien weitergezeichnet, und es wird aufgezeigt, welche Wendungen der normative Reifungsablauf mit seinen Variationen im Hinblick auf die Selbst- und die Identitätsentwicklung im Spannungsfeld verschiedener Umwelten nimmt. Zuletzt werden die motivationalen Wege in die berufliche Entwicklung, Geschlechtsunterschiede hierin und die Persönlichkeitsentwicklung am Übergang in den Beruf dargestellt.

## 2. Die Adoleszenz

Wenn die genitalen Reifungsprozesse der Pubertät weitgehend abgeschlossen sind und auf psychodynamischer Ebene die entscheidenden Wendungen im Hinblick auf die Wegverlegung von Sehnsüchten und infantil-erotischen Wünschen aus der Familie einsetzen (s. Teil 1 dieser Arbeit), kann man eine erneute Entwicklungszäsur konstatieren, die zur Adoleszenz. Unter Berücksichtigung von Normabweichungen ist dieser Zeitpunkt etwa mit 14-15 Jahren, am Höhepunkt des körperlichen Wachstumsprozesses, erreicht, und ein entscheidender Wandel besteht nun darin, dass, wesentlich bewusster als vorher, neue und reifere Beziehungen zu beiderlei Altersgenossen aufgebaut werden, die Übernahme der genitalen Rolle innerlich und äußerlich organisiert wird, die Auseinandersetzung mit der eigenen körperlichen Erscheinung sich konsolidiert und eine weitergehende emotionale Unabhängigkeit zu den Eltern und der Familie induziert wird (Fend 1999). Die Themen der Berufs- resp. Ausbildungsfindung aspektieren und verstärken diese Prozesse. Dies sind, mit der „Entdeckung des Selbst“, im weitesten Sinne alles (geschlechtstypisierende) Identitätsfragen (*gender identity*). Das Ringen um Identität, die Selbstdifferenzierung und um Intimität sowie deren Stabilisierung sind die wesentlichen Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz (Adelson 1980); hierzu gehört auch der Aufbau eines „gesellschaftlich-politischen“ Weltbildes sowie eines stabilisierenden Werte- und Glaubenssystems, einer der „megaprotektiven Faktoren“ überhaupt, was in Lebenslauf-, Selbstkonzept und Motivationsforschungen immer noch zu wenig beachtet wird (Osten 1999).

Im Spannungsfeld verschiedener Umwelten - Familie, Schule, Ausbildungsplatz, Peergruppe und intimere Freundschaften - gilt es, sozial verantwortliches Verhalten zu erreichen und trotzdem für die eigene Unabhängigkeit zu sorgen. Intime Bindungen, in denen sowohl die umgewandelten kindlichen Sehnsüchte als auch ein befriedigendes Sexualverhalten integriert werden können, müssen durch mutige „Übergangsexperimente“ aufgebaut und angepasst werden, damit am Ende der Adoleszenz eine gut vorbereitete Basis für das spätere Berufs-, Ehe- und Familienleben steht.

Es erscheinen neue Aufgaben an der Schwelle zum Erwachsenenleben. Vorbereitungen für eine berufliche Laufbahn

werden nötig, in die die Interessen, Motivationen und Fähigkeiten der Jugendlichen einfließen sollen; diese Prozesse fokussieren einen Großteil der adoleszenten Energien. Später werden diese Kompetenzen auf die Probe gestellt, einestheils im Studium, aber noch dezidierter, wenn nach dem Hauptschulabschluss oder der mittleren Reife ein Beruf erlernt wird. Auch politische, gesellschaftliche und weltanschauliche Einflussgrößen werden deutlicher wahrgenommen und fließen in die expandierenden Identitätsprozesse mit ein.

### 2.1 Entwicklungslinien von der späten Kindheit bis ins frühe Erwachsenenalter

Um die Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz besser erfassen zu können, macht es Sinn, sich die Linien von der späten Kindheit bis zum frühen Erwachsenenalter zu vergegenwärtigen. Überall auf diesen Linien können Belastungen, Konflikte, Defizite sowie Schädigungen (Traumatisierungen) stattfinden, die dann eine weitere Reifung im gesundheitspsychologischen Sinn erschweren (Becker 1997). Ich werde die wichtigsten dieser Linien, angelehnt an Fend (1999), Graber et al. (1996), Oerter und Dreher (1995) und Hurrelmann und Lösel (1990), referieren.

Die körperliche Geschicklichkeit, die in der späten Kindheit erlernt wird, trägt viel zum Gelingen von angemessenem Territorialverhalten, Abgrenzungsvermögen und damit zur Konkurrenzfähigkeit in Peergruppen bei, allesamt Linien, die zu persönlicher Souveränität führen (Petzold 2001; Berndt und Ladd 1989). Schon in der späten Kindheit ist es wichtig, eine positive Einstellung zu sich selbst als wachsendem Organismus zu haben, die dann in der Adoleszenz in eine Akzeptanz der eigenen körperlichen Veränderungsprozesse und Erscheinung mündet (Mrazek 1987). Jugendliche sind nicht nur Opfer ihres sich verändernden Hormonhaushalts (Buchanan et al. 1992); Stimmungen und Affekte, körperliches Erleben und Verhalten werden in ihrer Sprunghaftigkeit wahrgenommen und bilden so eine Herausforderung zur Integration. Dies ist nicht nur ein individueller Prozess; in die Heftigkeit dieser Umwälzungsprozesse sind diverse Umfelder stets mit einbezogen. So werden Feedbacks – aus Peergruppe, Familie, Schule und Gesellschaft - in das Selbstbild transferiert und in positive oder negative Selbstattributionen transformiert (Suls und Miller 1977). Über die so erhöhte Selbstaufmerksamkeit spielt in der Adoleszenz zunehmend auch die physische Attraktivität eine Rolle (Bierhoff und Grau 1993). Positive Selbstattributionen sorgen hier für ein Gefühl der Kohärenz im Sinne Antonovskys (1997; vgl. Försterling und Stiensmeier-Pelster 1991), negative schwächen die beginnenden geschlechtstypisierenden Identitätsprozesse zum Teil schwer und werden in der Adoleszenz zu nicht unerheblichen Risikofaktoren (Hassebrauck und Niketta 1993). In der Partnerwahl und in der Beziehungsgestaltung des frühen Erwachsenenalters spielt der – mehr oder minder - abgeschlossene Verarbeitungsprozess der körperlichen Erscheinung (*body image*, Selbstgewahrsein) eine wesentliche Rolle hinsichtlich des Selbstwertgefühls und der Selbstsicherheit (Cauffman und Steinberg 1996; Graber et al. 1996; Graber et al. 1995, Nichter et al. 1992; Ewert 1984). Die erfolgreiche Bewältigung dieser Entwicklungslinie er-

leichtert wesentlich die Übernahme der genitalen Rolle im intimen Bereich und in der Gesellschaft und sorgt dafür, dass in Partnerschaften abgegrenzte Rollen zwischen Mann und Frau ermöglicht werden (Helfferich 1994).

Kinder müssen Regeln erlernen, um später in ihrer adoleszenten Umgebung bzw. ihren Beziehungen gezielter nach vorherrschenden impliziten Regeln suchen und um sich selbst mit ihren Vorstellungen besser „ins Spiel bringen“ zu können. Der Aufbau von neuen und reiferen Beziehungen hängt maßgeblich davon ab, ob es Kinder in der späten Kindheit geschafft haben, mit ihren Altersgenossen zurechtzukommen; hier fließen Linien der Moralentwicklung mit der Entwicklung von Volitionen zusammen (Oerter 2001; Kohlberg 1995). Im frühen Erwachsenenalter muss sich der Mensch einer angemessenen sozialen Gruppierung anschließen, zu der er gehört und die ihn weder unter- noch überfordert (Krappmann 1998; Hannover 1997).

Die kindliche Gewissensbildung in der späten Kindheit ist in ihrer Bedeutung lange unterschätzt worden. Kinder filtern in dieser Zeit aus ihrem Umfeld normative Abläufe und Regeln ab (heteronome Gewissensbildung; vgl. Eckensberger 1998; Montada 1995). Werte und moralische Vorstellungen werden, vor allem in dieser Zeit, über den Modus der Nachahmung erlernt und übernommen (Comte-Sponville 1998). In der Pubertät ergibt sich dann die Möglichkeit, die von Eltern und anderen Sozialisationsinstanzen übernommenen Werte im eigenen Erfahrungsumfeld der Peergruppen zu erproben. Dabei wird vieles modifiziert, verworfen und neu aufgebaut. Im Verlaufe der Adoleszenz wird diese Heteronomie zu einem individuellen moralisch-ethischen System amalgamiert, das das eigene Verhalten in sinnstiftende Relationen stellt. Im frühen Erwachsenenalter münden diese Prozesse in ein sowohl sozial als auch an persönlichen Zielen orientiertes, verantwortungsvolles Denken und Handeln im unmittelbaren Umfeld und in der Gesellschaft, in subjektiv erlebbare Souveränität.

Hierfür grundlegend ist nicht zuletzt wieder ein gutes Zusammenspiel von Wille und Emotionen. In der späten Kindheit schon beginnen Kinder durch asketische- oder Kontrollexperimente ihren Willen zu formen und ihre Emotionen so weit zu unterdrücken, dass sie zumindest nach außen hin ein gewisses Maß an Unabhängigkeit erreichen, das ihnen vom Umfeld auch reflektiert wird (vgl. Osten 2000). In der Pubertät und der Adoleszenz steht die gleiche Übung mit noch heftigeren, von innen kommenden Emotionen, Bedürfnissen und Impulsen an. Je besser das Ergebnis der biografisch vorangegangenen Experimente war, umso leichter gelingt nun der Umgang mit den (z.T. inzestuösen) Sehnsüchten und erotischem Verlangen. Das schafft in gelingenden Entwicklungen eine relative Unabhängigkeit in erwachsenen Liebesbeziehungen, weil unerfüllte kindliche Wünsche dann entweder bewusst artikuliert oder anderweitig sublimiert werden können. Damit verringern sich in der Regel neurotische Neuauflagen und Kollusionen in erwachsenen Paarbeziehungen (vgl. Kreische 1995; Sanders 1997).

Alle Gesellschaften sehen für ihre Mitglieder eine Phase der *Vorbereitung* und eine Phase der vollen *Aktivität* vor. Wenn die Kindheit als eine Phase des Aufbaus körperlicher und psychischer Leistungen gesehen werden kann, dann bilden Pubertät und Adoleszenz mit ihrem Aufgabenkern der Reproduktionsfähigkeit und Identitätsentwicklung vorwiegend die Inhalte dieser Vorbereitung. Wenn die Vorbereitungen dann abgeschlossen sind, erwartet man von den Mitgliedern, dass sie selbständig und effektiv handeln können und das notwendige Wissen haben, sich selbst am Leben und das soziale System am Laufen zu halten (vgl. Graber et al. 1996).

Damit wird die Jugendphase in unserer Gesellschaft als die große Übergangsperiode zwischen Kindheit und Erwachsensein angesehen. Der juristische Begriff der Volljährigkeit macht den Beginn des Erwachsenenlebens recht eindeutig am Alter fest; Jugendliche im Alter von 18 Jahren sind mit diesem Schnitt voll verantwortlich für ihr Handeln, sie haben die volle Geschäftsfähigkeit, sind strafmündig, ehemündig und besitzen das Wahlrecht. Aber nicht alle Jugendlichen werden zu diesem Zeitpunkt automatisch auch im psychologischen Sinn erwachsen. Sie haben weder alle die Reife, die landläufig mit dem Erwachsensein verbunden wird, noch sind sie alle in der Lage, selbständig und unabhängig zu leben und ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Völlig neu hinzu kommen daher in der Adoleszenz die Entwicklungsaufgaben der Planung einer beruflichen Laufbahn und Vorbereitungen in Richtung auf eine befriedigende Paarbeziehung, die im frühen oder auch im späten Erwachsenenalter zur Paarbildung, zur Ehe- oder Familiengründung führen.

Was die berufliche Laufbahn angeht, so ist es hier durch die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in der BRD in den letzten 50 Jahren zu erheblichen Kohortendifferenzen gekommen (Hurrelmann 1988). In der Adoleszenz eine Entscheidung für einen Beruf für das ganze Leben zu treffen, ist heute weder nötig noch nützlich. Der Übergangsprozess ins Erwachsenenalter gestaltet sich nicht nur als eine relativ lange Lebensphase, sondern auch als eine stark individualisierte. Dies hängt mit der Struktur unserer modernen, bildungsorientierten Gesellschaft zusammen, die den Übergang zum Erwachsenenleben im Vergleich zu vorindustrialisierten Gesellschaften undeutlich respektive freiheitlich regelt. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts wurde dieser Schritt viel eher durch normative oder kollektive Regelungen zu einem großen, aber schnellen Übergang ritualisiert. Entsprechend gibt es heute erhebliche interindividuelle Unterschiede nicht nur in der Art und Weise, sondern auch in der Dauer der Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe (Faltermajer et al. 1992). Beruf und Arbeitsverhältnis, die noch vor 50 Jahren so etwas wie eine singuläre Selbstverständlichkeit bildeten und einmalig für die gesamte Lebensspanne geplant werden konnten, sind durch Massenarbeitslosigkeit, durch das Entstehen einer riesigen Vielfalt von Erwerbsverhältnissen, von diversen Teilzeitformen, befristeten Arbeitsverträgen bis hin zu den „ungeschützten“ Beschäftigungsverhältnissen, vollkommen in Frage gestellt. Dieser Tendenz entspricht eine Aufweichung der normalen Arbeitsbiografie, die heute nicht nur an ihrem Anfang und Ende variabel ist, sondern eine verlängerte Aus-

bildungsphase mit ständiger begleitender Fortbildung erfordert und damit auch meist die Entscheidungen am Beginn der Laufbahn und den Berufseinstieg selbst erschwert. Darüber hinaus verlangt sie Arbeitnehmern eine hohe Flexibilität, Innovationsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit ab. Arbeitsstellenwechsel, Weiterqualifizierung, Brüche und Neubeginn sind heute, genauso wie Phasen der Erwerbslosigkeit und Unterbezahlung, für zeitgemäße Berufsbiografien Selbstverständlichkeiten ohne Seltenheitswert (ibid.).

Viele Jugendliche streben daher nach dem ersten Schulabschluss zunächst die finanzielle Unabhängigkeit an, erlernen erst einen Beruf und studieren dann vielleicht später noch einmal. Schier selbstverständlich, aber angesichts der hohen Rate des Analphabetismus in der BRD (Döbert und Hubertus 2000; Kretschmann und Lindner-Achenbach 1990); doch erwähnenswert ist, dass natürlich auch das Erlernen der Kulturtechniken - Lesen, Schreiben, Rechnen - für den gesellschaftlichen Anschluss in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter bedeutsam ist. Das Gleiche gilt für soziale Kognitionen (Silbereisen 1995) und Denkschemata, die für das Alltagsleben erforderlich sind.

Eine ganz ähnliche Entwicklung vollzieht sich im familiären Bereich. Die von Havighurst (1972) formulierte prototypische Abfolge von Reifungsschritten - Kindheit, Jugend, Ablösung vom Elternhaus, Beruf, Heirat, Geburt von Kindern, Erziehung, Auszug der Kinder, Senium - kann heute so nicht mehr aufrechterhalten werden (die Frage ist auch, ob sie je so gestimmt hat). Prozesse der Chronologisierung sind entweder zum Stillstand gekommen, oder sie haben sich sogar umgekehrt. Vorbereitungsphasen in Hinblick auf die Paarbildung, das Ehe- und Familienleben laufen im Grunde von Beginn an mit, und die Linien der subjektiven Prägungen und Einstellungen hierzu beginnen mit den konkreten Erfahrungen des Kindes schon in frühester Kindheit. Aber erst in der Pubertät und Adoleszenz gelangen sie insoweit zu Bewusstsein, als sie einer individuellen Reflexion und Bearbeitung zugänglich werden. Innere Familienbilder, Delegationen, unerfüllte Sehnsüchte und erotische Vorstellungen verschmelzen in der Pubertät zu vielgestaltigen Phantasien und probatorischen Phantasie-Szenarien. In der Adoleszenz gewinnen die erotischen Aspekte dieser Bilder über die ersten sexuellen Erfahrungen an Prägnanz und öffnen sich so individuellen Experimenten und Modifikationen. Im Erwachsenenalter sollten auf diese Weise genügend Erfahrungen gesammelt worden sein, damit sich ein grobes realistisches Gerüst von Vorstellungen, Möglichkeiten, Erwartungen und Grenzen einer Partnerschaft gebildet hat.

Dabei ist in den letzten 40 Jahren das Heiratsalter ebenso wie das Alter der Frauen bei Geburt ihrer Kinder ständig angestiegen, der Prozess der Familienbildung hat sich verschoben, die Geburtsrate selbst ist zurückgegangen, dafür sind die Scheidungsraten gestiegen. Das bedeutet, dass die Familie als Lebensform brüchiger geworden ist, „individuelles Beziehungsmanagement“, Quereinstieg in bestehende Familiensysteme und alternative Lebensformen - Singledasein, Partnerschaft, Einelternschaft, Stieffamilien - dafür verstärkt im Kommen sind (Rauchfleisch 1997; Schumann-Gliwitski und Meier 1990). Heute leben etwa 25-36% aller Kinder in

Stieffamilien; wenn man die Zahl der Einelternfamilien hinzunimmt, wächst sie wahrscheinlich noch um etliches an (Schneewind 1999). All das wissen und erleben Jugendliche heute von Anfang an, teilweise sind sie in solchen „Patchwork-Systemen“ schon groß geworden, und das prägt völlig andere Entwicklungsstile und -vorstellungen, wie das etwa noch für die Jugendlichen von vor 30 Jahren der Fall war.

## 2.2 Die Entdeckung des Selbst und die Bildung genitaler Identität

Die Erhöhung der Selbstaufmerksamkeit (durch die biologischen Reifungsprozesse) und die Entstehung von Ich-Reflexivität gehören zum Kern der Entwicklungen in der Adoleszenz. Auch nach Kegan (1986) erfolgt die Entwicklung in einer sich selbst verstärkenden Dialektik von direkter Aktivität und reflexiver Rekonstruktion. Doch Jugendliche erleben diese Innenwendung mit sehr unterschiedlichen Nuancierungen. Zudem birgt die Selbstaufmerksamkeit allein nicht die Möglichkeiten einer gesunden und stabilen Identitätsbildung; erst wenn Jugendliche in die Lage kommen, Selbstwahrnehmungen und Fremdwahrnehmungen zu synthetisieren, können sie eine genitale Identität aufbauen, die gesundheitspsychologisch einen protektiven Faktor darstellt.

### Selbstreflexion und Selbst(er)kenntnis

Sowohl durch die aufdringlichen, nicht zu übersehenden körperlichen Wandlungsprozesse (Rodgers 1996; Tanner 1974) als auch durch soziokognitive Fortschritte (Harter 1990a, b) beginnen Jugendliche, sich selbst als Person und als Person in Handlungen, Denkprozessen und Gefühlsregungen zu beobachten und reflektieren die Erkenntnisse dieser Beobachtungen bewusst, was man „private“ und „öffentliche“ Selbstaufmerksamkeit oder „metakognitives Monitoring“ nennt (Fend 1994). Diese Bewegungen führen erstens zu adäquaten Selbsteinschätzungen und Selbsterkenntnissen und zweitens zur Bildung von Selbstkonzepten und Einschätzungen der Selbstwirksamkeit.

Die höchste Selbstaufmerksamkeit von Jugendlichen lag in einer Studie von Fend (1994) bei der Emotionskontrolle, gefolgt von der Handlungskontrolle und später der Begabung/Leistung. Dann erst kommen Faktoren wie Zukunftsbewältigung, Aussehen und Selbstakzeptanz. Durchsetzungsfähigkeit liegt bemerkenswerterweise an drittletzter Stelle von 11 Items. Dabei ist das Verhältnis von hoher Selbstaufmerksamkeit und salutogener Entwicklung nicht einfach linear. Fend (1994) konnte in seiner Studie an knapp 4000 Jugendlichen aufzeigen, dass die bewusste Konzentration auf die eigene Person in der Adoleszenz eher ein Zeichen der Verunsicherung ist, dass hoch selbstaufmerksame Jugendliche ängstlicher sind, eher strukturierte Situationen bevorzugen und bei sozialen Kontakten kritisch darauf achten, ob der Partner auch „passt“. Je höher die Selbstaufmerksamkeit ist, desto ungünstiger fallen Selbsteinschätzungen auf anderen Gebieten aus (Aussehen, Begabung, soziale Anerkennung). Wenn lebensgeschichtliche Umfelder eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die eigene Person erzwingen, sollte man überprüfen, ob diese nicht auch belastend waren oder sind. Die Phänomene erhöhter

Selbstaufmerksamkeit tauchen bei beiden Geschlechtern um die Zeit der körperlichen Veränderungen (Mädchen bis 14, Jungen bis 16) auf und nehmen danach normalerweise wieder etwas ab. Wenn sie dann in gleicher Stärke perpetuieren, sind sie in den meisten Fällen mit negativem Körperbild und negativen Selbsteinschätzungen korreliert und führen zu entsprechenden Destabilisierungen des adoleszenten Entwicklungsprozesses (Liepmann und Sticksrud 1985).

Die Ergebnisse der Studie von Fend bestätigen die Konzeption von Identität als „Feldphänomen“ (Petzold 1993b), weil sich die hohe Selbstkenntnis zwar als guter Prädiktor für psychische Gesundheit erweist, die hohe Selbstaufmerksamkeit dagegen aber eher als kritisch. Das ergänzende Element, wodurch Selbstaufmerksamkeit zu protektiver Selbstkenntnis führt, ist die möglichst reibungslose Aufnahme von korrigierenden Verhaltensfeedbacks aus dem Umfeld. Ohne diese Information aus der Umwelt (Fremdwahrnehmungen) geraten Selbstkonzepte und Selbstbilder zu Konstrukten, mit denen Jugendliche (und später die Erwachsenen) mehr oder minder „schlecht fahren“, weil es immer wieder zu Einschätzungsdissonanzen mit dem Umfeld kommen muss (Grob et al. 1995). In Fends Studie wurde ein signifikanter Zusammenhang zu erhöhten somatischen Symptomen, Leistungsangst und depressiven Verstimmungen gefunden (im Durchschnitt nicht sehr hoch:  $r = .20-.25$ , aber für Mädchen allein schon:  $r = .56$ ). Bei den Mädchen könnte die hohe Selbstaufmerksamkeit damit ein Ausdruck für Verwirrung, des Sichabschließens, tiefer Verunsicherung oder anderer Belastungen sein. Diese Beeinträchtigung würde auch andere verwirren, so dass man mit sich selbstverstärkenden Kreisläufen rechnen muss, die Prozesse der sozialen Akzeptanz erschweren. Innere Unsicherheit macht anpassungsbereiter, abhängiger und letztlich auch unkritischer. Jungen machen ähnliche, aber nicht so hoch korrelierte Erfahrungen etwa zwei Jahre später, was dem Normalabstand zwischen der Geschlechterreife entspricht.

Gleichzeitig wurde aber bei hoch selbstaufmerkamen Jugendlichen eine leicht erhöhte soziokognitive Kompetenz gefunden und ebenso ein leicht erhöhtes schulisches Leistungsniveau. Dies ergibt ein Bild von eher verunsicherten Jugendlichen, die zwar sozial weniger kompetent sind und als Copingstrategie die vermehrte Leistungsanstrengung wählen, dafür aber eine höhere empathische Kompetenz und eine höhere Generalisierungsfähigkeit entwickeln (Pekrun und Fend 1991). Generell wird durch die Untersuchungen sichtbar, dass die selbstreflexive Beschäftigung ein wichtiger Bestandteil der Personwerdung und Identitätsbildung ist, dass aber Selbstaufmerksamkeit allein eher schädigende Wirkungen zeitigt. Für eine „stabil im Feld“ gegründete Identität und für ein hinreichend „stimmiges“ Selbstkonzept, das auch den Überprüfungen und Feedbacks aus dem Umfeld standhält, sind die Aufnahme und Implementierung von Fremdwahrnehmungen unerlässlich.

### **Erwachsene Identität als Persönlichkeitskonstrukt**

Der Begriff der Identität hat in den letzten 20 Jahren inflationäre Verwendung gefunden; insofern entsteht ein Definitions-

bedarf. Um die Identitätsprozesse von Jugendlichen zu verstehen, soll deshalb in aller Kürze das hier unterstellte Identitätsmodell im Rahmen einer „integrativen Persönlichkeitstheorie“ vorgestellt werden.

Die beschriebene Definition ist anschlussfähig an die Definitionen der großen Klassifikationsschemata ICD und DSM. Landläufig wird unter dem Begriff Identität eine einzigartige Kombination von persönlichen Eigenschaften des Individuums verstanden, mit denen diese Person eindeutig von anderen unterschieden werden kann. Bis hier ist aber deutlich geworden, dass es einen subjektiven Teil der Identitätsbildung gibt und einen interindividuellen. Man kann Identität daher nicht ohne die Beziehung zur Umwelt definieren, weil verschiedene Umwelten bei ein und derselben Person auch verschiedene Identitätsaspekte evozieren. Zur Identität zählt also auch das, was andere an dieser unverwechselbaren Person sehen; damit ist Identität immer „Identität im Kontext“ (Krewer und Eckensberger 1998; Penn und Frankfurt 1996; Petzold 1993b).

Andererseits ist Identität ein Baustein der Persönlichkeit. Im persönlichkeits-theoretischen Rahmen kann der Begriff der Persönlichkeit in die konstituierenden Begriffe des *Leib-Selbst*, des *Ich* und der *Identität* gefasst werden. Der Körper/Leib (mit seinen biologischen, emotionalen, kognitiven, behaviouralen und volitiven) Dimensionen wird für den Aufbau der Identität als grundlegend betrachtet. Man könnte damit vom „Leib-Selbst“ sprechen, das nicht solipsistisch gesehen werden darf, weil es mit Blick auf die dargestellte Entwicklungsperspektive in der Intersubjektivität, mit den evolutionären Programmen sogar in der Kollektivität gründet (Ludwig-Körner 1992). Das Leib-Selbst umschließt die angeborene genetische wie geschlechtliche Ausstattung des Menschen genauso wie die persönliche Geschichte und alle subjektiven und kollektiven Vorstellungen, die im Laufe eines Lebens hier eingehen.

Aus dem einfachen Da-Sein (Schmitz 1992) erwächst dem Selbst durch das Entstehen selbstreflexiver Bewusstheit auf verschiedenen Ebenen und durch das Entstehen von propriozeptiven, perzeptiven und motorisch-räumlichen Leib-Schemata eine exzentrische Instanz, die als „Ich“ mit Ich-Funktionen sowohl die Lebenswelt als auch das eigene Selbst in den Blick nehmen kann. Hierfür sind cerebrale Reifungsschritte ebenso notwendig (Seitelberger 1996). Das Ich ist ein flüchtiges Phänomen, ein Jetzt-Zustand wacher, bewusster Wahrnehmung und Handlung; es entsteht im Kontakt und wird auch als „Selbst *in actu*“ bezeichnet (Petzold und Matthias 1982; Schraml 1968).

Als reifste Stufe bringt das Ich im Laufe seiner Entwicklung durch vier Identitätsmatritzen (Dyade, Triade, sozialer und ökologischer Kontext) als differenzierte Integrationsleistung von identifikatorischen und identifizierenden Zuschreibungen (Selbst- und Fremdwahrnehmung) eine „Identität“ hervor, die neben ihrer aspektivischen Gegenwärtigkeit durch retrospektives Zurückschauen (auf das Gewordensein) und prospektives Antizipieren (auf die Entwürfe) sowohl eine historische als auch eine futurale Dimension aufweisen kann. Identität wird als Syntheseleistung des Ich gesehen, das Informatio-

nen aus dem Bereich des Leib-Selbst und des sozialen und ökologischen Kontextes im Zeitkontinuum der Biografie integriert und sich prozesshaft um den Aufbau eines in sich konsistenten Selbstbildes bemüht (vgl. Petzold 1993b). Neuere Erkenntnisse hierzu liefern die Neurobiopsychologie (LeDoux 1998; Damasio 1997; Edelman 1995) und die Traumatheorie (van der Kolk et al. 2000).

Dies führt zur Frage der Identitätsstrukturen. Vor dem Hintergrund dieser dynamisch-interaktionalen Persönlichkeitskonzeption kann „Identität“ nicht als statisch definiert werden. Sie ist vielmehr das internalisierte, relativ überdauernde und prozesshafte Muster der charakteristischen interpersonalen Beziehungen eines Menschen (Sullivan 1980). Strukturen, die die Persönlichkeit betreffen, gehen zurück auf die Strukturen der Herkunftsfamilie, den psychosozialen und ökologischen Kontext der Entwicklung, den Bindungen über die Lebensspanne, kurz: dem Gesamt der Lebenserfahrungen und ihrer Verarbeitung durch das Individuum. Erfahrungen prägen in Verschränkung mit angelegten Dispositionen, etwa denen des Temperaments und den Funktionen evolutionärer Programme, „Schemata“ des Denkens, des Erinnerns, des Fühlens, des Wollens, des Handelns, des Verhaltens, der Weltanschauung usw. Dabei ist wichtig zu erkennen, dass die Schemata keine determinierenden Bestimmungsgrößen sind, sondern lediglich langsamer verlaufende Prozesse. Damit sind sie schwerer zu beeinflussen; das heißt, dass Persönlichkeitsveränderungen länger dauern, weil Strukturen internalisierte interaktionale Schemata sind und für ihre Modifikation komplexe interaktive oder symbolische Reinszenierungsprozesse benötigen. Eine repräsentierte und verfügbare Identität mit ihren temporalen Horizonten, funktionalen interaktiven Schemata und probaten „Daseins-Techniken“ (Thomae 1988) ist dann die stabilisierende Komponente des Menschen, die mit einer Vorstellung von Kohärenz (*sense of coherence*) Spannungen, Stress, Frustrationen und Abgründe voraussehen oder überbrücken kann (Antonovsky 1997; Kanning 2000).

### Jugendliche Identität und Selbstkonzepte zwischen Widerspruch und Stimmigkeit

Erst die Fähigkeit zur Selbstreflexion setzt das „Ringeln um Identität“ in Gang (Oerter und Dreher 1995). Die adoleszente Identität besteht dabei noch nicht so sehr aus dem, was man als Jugendlicher *ist*, sondern vielmehr aus dem, was man *sein* und *werden will*. Dies hängt mit der bis dahin erworbenen psychischen Leistungsfähigkeit zusammen, die ich kurz referiere (nach Rempelin 1965). Von den Orientierungsfunktionen her ist die Intelligenzentwicklung in der Pubertät beendet; es bahnt sich ein kritischer Realismus an, Rigorismus und Subjektivismus nehmen langsam ab. Jugendliche wollen das bis dahin erworbene Wissen zusammenfassen und philosophische, weltanschauliche Synthesen bilden. Auf der Ebene der Antriebe und ihrer Steuerung macht sich über die ganze Adoleszenz hin eine Tendenz des Gesellungsstrebens bemerkbar; es besteht ein Wunsch nach Öffnung, Begegnung und Austausch mit anderen, gemeinsame ideelle Vorstellung besitzen dabei die größte Attraktivität. Es kommt zu Interessensentwicklungen, zu Schaffensdrang und Leistungsstreben. In den Peergruppen kommt es zu den bereits beschriebenen gegenge-

schlechtlichen Annäherungen (Teil 1; vgl. Brown 1989; Youniss und Haynie 1992), im Gegensatz dazu zu Brüchen in den homoerotischen Bindungen der Kindheit. Die erste Verliebtheit ist rein an der äußeren Erscheinung orientiert, später herrscht eine ästhetische Überhöhung vor, eine Durchgeistigung von Schönheit, die in der Verschmelzung von Eros und Sexus gipfelt. Gleichzeitig findet eine Verschiebung der Ideale statt; sie bleiben nicht mehr nur personengebunden, sondern es wird ein neues Universum von abstrakten Werten gebildet, das an Wahrheitsliebe, Gerechtigkeits Sinn, Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein gebunden ist. Auf der Ebene der Emotionen tritt eine allmähliche Beruhigung ein, die starken Stimmungsschwankungen weichen passageren Ausgeglichenheitsstimmungen. Das Selbstwertgefühl wird stabiler, und die großen Schwankungen in der Selbsteinschätzung werden geringer. Auch mitmenschliche Gefühle stabilisieren sich, und positive Prospektionen nehmen zu. Die Welt der Werte und des Willens beginnt sich zu konsolidieren, und damit können sich zum ersten Mal nach der „pubertären Krise“ zentrale Identitätsmerkmale der Persönlichkeit herauskristallisieren. Fend (1994) hat eine brauchbare Systematik der Differenzierungen des Selbst im Jugendlichenalter erstellt; er beschreibt sechs Dimensionen:

- *Selbstbeobachtung*: Selbstaufmerksamkeit, Wissen über sich selbst, Beschäftigung mit sich selbst
- *Selbstbeschreibung*: Selbstkonzept des Aussehens, der Begabung, der psychischen Eigenheiten und der sozialen Anerkennung
- *Selbstbeurteilung*: Selbstakzeptanz, Selbstbewertung
- *Selbstwirksamkeit*: in der Bewältigung schulischer Anforderungen, in der Zukunftsbewältigung, in der Umsetzung von Handlungsplänen, in den sozialen Kontakten (Attraktivität), in der sozialen Durchsetzung
- *Funktionsweisen des personalen Systems*: Ichstärken, Lebenszufriedenheit, Schwächen
- *Indikatoren für Probleme*: Leistungsangst, Emotionskontrolle, somatische Belastungen, Lebensunzufriedenheit, Depression

Obwohl (oder vielleicht gerade weil) die äußeren Erscheinungen der Adoleszenz durchaus tumultuös erscheinen, bleibt das Selbsturteil von Jugendlichen in den identitätsrelevanten Bereichen Selbstzufriedenheit, Zukunftsbewältigung, Emotionskontrolle und Attraktivität zumindest bis zum 16. Lebensjahr nachgewiesenermaßen relativ stabil (Fend 1999).

Marcia (1980) fand vier Formen der Identität, die bis zur Erwachsenenidentität sukzessive durchlaufen werden bzw. die im Verlauf des Identitätsprozesses in hoher Auflösung (progressiv, regressiv und stagnierend) immer wieder gestreift werden. Viele Untersuchungen bestätigten die Brauchbarkeit dieses Modells. Der erste Status ist die *diffuse Identität* (keine individuellen und sozialen Festlegungen), in der das Selbstwertgefühl niedrig, die Autonomie extern kontrolliert, der kognitive Stil impulsiv und komplex ist; in der Intimität herr-

schen stereotype Beziehungen und in der sozialen Interaktion Zurückgezogenheit und Abhängigkeit von Autoritäten vor. Der zweite Status ist das *Moratorium* (laufende Auseinandersetzung mit einem Thema); hier ist das Selbstwertgefühl hoch, Autonomie wird internal kontrolliert, der kognitive Stil ist reflexiv und komplex, in der Intimität besteht die Fähigkeit zu tieferen Beziehungen, und in der sozialen Interaktion herrscht Freiheit und Wetteifern. Im dritten Status der *übernommenen Identität* (Festlegungen von außen) ist das Selbstwertgefühl bei männlichen Jugendlichen niedrig, bei weiblichen etwas höher, die Autonomie wird als autoritär unterdrückend erlebt, der kognitive Stil ist wiederum impulsiv, aber simpel, in der Intimität herrschen stereotype Beziehungen und in der sozialen Interaktion entweder ruhige und wohlherzogene oder rebellische Züge vor. Im vierten Status der *erarbeiteten Identität* (selbst erwählte Festlegung) ist der Selbstwert am höchsten, die Autonomie wird internal kontrolliert, der kognitive Stil ist reflexiv, die Beziehungen tief und die soziale Interaktion von Altruismus geprägt.

Hier wird deutlich, wie jugendliche Identität zwischen Widerspruch und Stimmigkeit immer wieder neu konstruiert werden muss. Zwischen *Krise* (Unsicherheit, Beunruhigung, Rebellion), *Verpflichtung* (Umfang des Engagements und der Bindung) und *Exploration* (Erkundung des fraglichen Bereiches) müssen Jugendliche navigieren, um herauszubekommen, welches die „richtigen“ Puzzlestücke für ein positives Selbstgefühl werden sollen. Selbstreflexivität und die Aufnahme von Fremdwahrnehmungen führt bei Jugendlichen unweigerlich auch zu schmerzhaften Selbsterkenntnissen, Widersprüchen und Unstimmigkeiten. Das Ausmaß der Diskrepanz wird bestimmt aus dem Abstand zwischen dem aktuellen und dem angestrebten Zustand in der Phantasie oder beim Idol und führt in eine Krise, die wieder durch ein Moratorium ausgeglichen werden muss (Selbstdiskrepanztheorie nach Higgins 1987). Nach der Theorie der „symbolischen Selbstergänzung“ (Gollwitzer und Wicklund 1985) benutzen Individuen „Indikatoren“ für ihre Selbstdefinition. Das sind Symbole, die für die angestrebte Identität stehen, etwa Kleidung, Haarfrisuren, Musikgeschmack, Accessoires usw.; in der Tat finden Jugendliche in Peergruppen aufgrund solcher Symbolisierungen aus der Subkultur zusammen und sanktionieren Abweichungen (Berndt und Ladd 1989). Diese kompensatorischen Bemühungen um die Vervollständigung des Selbst sind typisch für das Jugendalter und haben eine stabilisierende Wirkung. Wenn solche Möglichkeiten ausfallen, mündet die Bemühung um Selbstvervollständigung oft in Drogengebrauch, Delinquenz oder in die Suche nach Anerkennung in Extremgruppen (Olbrich und Todt 1983).

Selbstdiskrepanz und Unvollständigkeit gehen einher mit Widersprüchen und unvereinbaren Gegebenheiten. Jugendliche, die sich um ihre Selbstkonstruktion bemühen, wünschen sich häufig eine integrierte, stimmige Identität, aber sie sind dieser Dialektik ausgesetzt, die gleichzeitig ein Motor der Persönlichkeitsentwicklung ist, weil sich die Kreativität des Menschen erst an dem Punkt entzündet, wo das Denken nicht mehr weitergeht.

Jugendliche besitzen auch zu Beginn der Adoleszenz noch eine naive Konzeption von Identität, die *autonome Identität*. Hier wird der Mensch als Wesen bestimmt, das seine Möglichkeiten erkennt, feste Lebensziele und Wertvorstellungen hat, denen es sich verpflichtet fühlt, und Kontrolle über sich besitzt. Identität ist eine Einheit, die Widersprüche durch konsequentes Handeln, das an Wertmaßstäben orientiert ist, aufhebt. Dilemmas und Konflikte lassen sich durch „Geradlinigkeit“ vermeiden. In den Sozialbeziehungen wird der andere als unabhängig, einmalig und selbstverantwortlich definiert.

Erst im frühen Erwachsenenalter kommt es zu einer qualitativen Strukturveränderung; nun gehört der Widerspruch wesentlich zum Leben, unvereinbare Identitäts- und Lebensentwürfe stehen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Nicht mehr die für sich selbst existierende, selbst bestimmende und kontrollierende Identität ist das Ziel von Entwicklung, sondern eine durch die anderen mit definierte Identität. Durch die Herannahme des Denkens, Fühlens und Strebens anderer entstehen reziproke Beziehungen, in denen auch die Identität des anderen der Wechselseitigkeit bedarf. Deshalb nennt man diese Stufe die *mutuelle Identität*, mit der bezüglich der Sozialbeziehungen die Menschen aufeinander bezogen definiert werden. Bestehende Widersprüche und Unvereinbarkeiten werden anerkannt, elaboriert und unter Zuhilfenahme der Dialektik aufgearbeitet (Oerter und Dreher 1995).

### 2.3 Jugendliche Identitätsbildung im Spannungsfeld verschiedener Umwelten

Nach Lewin (1963) entsteht der zentrale Identitätskonflikt von Jugendlichen aus der Stellung zwischen Kindheit und Erwachsenenendasein. Dies macht ihn am Übergang zur Adoleszenz zur „Marginalperson“, wofür zwei Linien verantwortlich sind: erstens die körperlichen Veränderungen, die verwirren und auf die auch die Umgebung reagiert, und zweitens die Unerfahrenheit, mit der Jugendliche am Übertritt ins Erwachsenenalter in einen noch unbekanntem Lebensbereich blicken, der aber dennoch gegenüber dem bisherigen Erfahrungsraum viel stärker ausgeweitet ist. Dieser Konflikt hängt in seinem Ausmaß davon ab, wie groß die Kluft zwischen Erwachsenen- und Kindheitskultur in der Umgebung ist und wie ausgeprägt der Jugendliche sich selbst in dieser Zwischenstellung als marginalisiert wahrnimmt. Die Wahrnehmung dieser Übergangsposition sorgt in aller Regel für den kräftigen Motivationsschub in Richtung auf Peerkontakte; gelingt dies nicht, führt die Marginalisierung zur Entfremdung von der umgebenden Umwelt, zu alternativen Lebensformen, psychischen Störungen oder Devianz (Rutter 1990, 1995; Farrington 1995).

Ich werde nun die jugendliche Identitätsbildung im Spannungsfeld verschiedener Umwelten beschreiben, was neben der informativen Seite des Unterfangens die Heterogenität in der Anforderung von Identitätsentwicklungsprozessen in der Adoleszenz hervorheben soll.

#### Adoleszenz und Familieninteraktion

Dass die Familie wegen der in der Adoleszenz vorherrschenden Ablösungs- und Umbruchtendenzen von Jugendlichen

keine große Rolle mehr spielt, ist nicht nur ein falsches Bild, sondern auch ein Irrtum (Kreppner und Lerner 1989; Markefka und Nave-Herz 1989; Gilligan 1987). Die emotionale und wertebezogene Loslösung von elterlichen Strukturen ist eines-teils nötig, anderenteils macht sie Stress, und dieser Stress (Verunsicherung, Angst, Trauerreaktion) löst wiederum Bindungsverhalten aus, was Jugendliche auch in dieser Phase in ein konflikthafte, dialektisches Verhältnis zur Familie setzt. Dieser Konflikt will gelöst werden, optimalerweise in einer navigierenden Balancesuche zwischen selbständigem Handeln und Kommunikation, zwischen Dissonanz und Harmonie, zwischen Bindung und Trennung im familiären Kontext (Allen et al. 1994). Diese Konflikte verschärfen sich eklatant, wenn in der Familie (u.U. von früh an) Parentifizierungsdynamiken laufen und Jugendliche darin verstrickt sind, weil die Parentifizierung den Selbstentfaltungsimpulsen der Adoleszenz diametral entgegengesetzt ist (Boszormenyi-Nagy und Spark 1981). In solchen Familien kommt es häufig zu extremen Entwicklungen (Hopf 1995). Dabei spielen die Peergruppen eine große Rolle, aber keine ausschließliche, der stabilisierende Faktor ist die Ergänzung von Familie und Peergruppe (Oerter und Dreher 1995; Austin und Draper 1984); man nennt dieses Modell im Gegensatz zum „Umbruchmodell“ das „Interdependenzmodell“ (Hill und Holmbeck 1986). Wie das Ergebnis dieser (wechselwirksamen) Navigationen aussieht, hängt teilweise mit dem Interaktionsstil der Familien zusammen, der schon während der gesamten Kindheit Prägungen setzt im Hinblick auf die Möglichkeit von Kindern, sich mit ihren Eigenarten intersubjektiv-demokratisch einbringen zu können bzw. sich unterordnen oder mit dem Desinteresse von Eltern leben zu müssen (Phares und Compas 1992; Friedrich und Schubarth 1991). Baumrind (1991) beschreibt vier Dimensionen familiärer Interaktionsstile: 1. direktiv-konventionelle Kontrolle (autoritär), 2. sich selbst behauptende Kontrolle (demokratisch), 3. unterstützende Kontrolle (supportiv), 4. aufdringlich-inadäquate Kontrolle (intrusiv). Diese vier Dimensionen charakterisieren in ihrer Zusammensetzung dann sechs „familiäre Stile“:

- *Autoritativer Stil*: keine direktive oder aufdringlich-inadäquate, sondern sich selbst behauptende oder unterstützende Kontrolle
- *Demokratischer Stil*: wie beim autoritativen Stil, die positiven Werte sind aber nur mittel
- *„Good-Enough“ Stil*: direktive Kontrolle ist vorhanden, sich selbst behauptende und unterstützende Kontrolle erniedrigt, keine aufdringlich-inadäquate Kontrolle
- *Direktiver Stil (autoritär und nonautoritär)*: keine sich selbst behauptende Kontrolle, direktive und unterstützende Kontrolle mittel, aufdringlich-inadäquate Kontrolle mittel bis hoch
- *Nondirektiver Stil*: es gibt keine aufdringlich-inadäquate Kontrolle, aber die anderen Werte sind alle niedrig
- *Desinteressierter Stil*: sich selbst behauptende und unterstützende Kontrolle niedrig, keine direktive oder aufdringlich-inadäquate Kontrolle

Zusammenfassend kann man sagen, dass autoritative und demokratische Familien die günstigsten Entwicklungsbedingungen für das Interdependenzmodell stellen, wobei unter *autoritativ* nicht autoritär verstanden wird, sondern nachvollziehbar-grenzsetzend. Am stärksten benachteiligt sind demgegenüber Jugendliche in direktiven und desinteressierten Familien. Jugendliche aus direktiven Familien waren in der Untersuchung mit ihrer Ich-Entwicklung zurück, zeigten weniger prosoziales Verhalten und waren weniger sicher an ihre Eltern gebunden. Der direktiv-autoritäre Stil korrespondiert unmittelbar mit psychischen- und Drogenproblemen sowie einer höheren Internalisierung von Problemen. Jugendliche aus desinteressierten Familien zeigten am wenigsten prosoziales Verhalten, und ihre Individuation war am geringsten ausgeprägt. Sie litten unter internalisierenden und externalisierenden Problemen in gleicher Weise und zeigten ein hohes Maß an Drogenkonsum (Vertiefung und weitere Ergebnisse dieser längsschnittlichen Untersuchungen bei Baumrind 1991; vgl. Schneewind 1999; Mattejat 1993).

Diese Ergebnisse bestätigen die Brauchbarkeit des „Interdependenzmodells“ (Hill und Holmbeck 1986). Voraussetzung für das Gelingen dieser Navigationsexperimente zwischen Autonomie und *Loyalität* (hier nun nicht mehr *Abhängigkeit*) ist ein zumindest hinreichend demokratischer Interaktionsstil in der Familie, der Kindern erlaubt, sich frei auszudrücken, und so für einen insgesamt positiven Zusammenhalt sorgt. Damit kann die Beziehung von Jugendlichen zu ihren Eltern eine „abpuffernde“, protektive Funktion erhalten, die vor psychosozialen, psychischen, psychosomatischen und Drogenproblemen schützt. Dieser Zusammenhang konnte signifikant nachgewiesen werden (Papini et al. 1991); er hält auch noch an, wenn Jugendliche am Ende der Adoleszenz von zu Hause ausziehen, was für viele schon jetzt eine eigenständige Entwicklungsaufgabe ist.

Um auch die Ursachen verschiedener familiärer Interaktionsstile zu verstehen, reicht es nicht aus, die Begründungszusammenhänge allein in persönlichen oder charakterlichen Eigenheiten der beiden Elternteile zu verorten. Wichtige ergänzende Perspektiven sind die Paardynamik an sich, die in die Partnerschaft mitgebrachten Mythen aus den Herkunftsfamilien beider Partner, die Dynamik der Schwiegerfamilien, Scheidung und Bildung von Stieffamilien, schwere Krankheiten und Tod in der Familie, materielle Ressourcen und schließlich die Stellung der Familie im gesellschaftlichen Makrosystem der kulturellen Gruppen oder Minoritäten. Nicht zuletzt erarbeiten Jugendliche in Stress-Situationen auffällige, aber nicht immer krankheitswertige Mechanismen des Selbstschutzes und moderierende Faktoren, um trotz widriger psychoökologischer Umgebungen immer noch so viele Ressourcen als möglich aus ihrem Umfeld zu akquirieren (Schiepek 2001; Ge et al. 1995; Fendrich et al. 1990; Rutter 1990). Auch diese beeinflussen die familiäre Interaktion (Vertiefung der Identitätsentwicklung bei Jugendlichen aus Minoritätsgruppen bei Spencer 1991).



### Schule und Identität

Die Schule repräsentiert für Heranwachsende die erste sekundäre Institution, die nicht wie die Familie nach partikularistischen und affektiven Kriterien organisiert ist, sondern Züge einer universalistischen Einrichtung zeigt (Fend 1991). In der Schule werden individuelle, gesellschaftliche und politische Erfahrungen miteinander in Verbindung gebracht, und Jugendliche sind nun in der Lage, diese weiteren Horizonte in den Blick zu nehmen. Betrachtet man die menschliche Entwicklung unter dem Aspekt der Enkulturation mit dem Ziel des Aufbaus einer kulturellen Identität, so haben Schule und Berufsausbildung hierin einen besonderen Stellenwert. Zunächst evoziert die Schule durch die Förderung von kognitiven und motivationalen Aspekten den Aufbau fähigkeits- und leistungsbezogener Selbstkonzeptanteile (Osten 2000). Darüber hinaus operiert die Schule beständig mit abstrakten und psychologischen Erklärungs Begriffen wie Zielformulierung, Anstrengung, Wille, Fähigkeit, Erfolg, Inkompetenz, Misserfolg, Bewertung, Kontrolle usw.; die Intention dieser Begrifflichkeiten geht selbstverständlich auch in die Bildung personaler Selbstkonzepte und Identität ein und strukturiert Wahrnehmungen aus dem sozialen Umfeld, Handlungskomponenten sowie das emotionale Erleben. Auf diese Weise wird die evaluative Kompetenz des Selbst enorm gefördert.

Für Jugendliche bildet das System Schule mit seinen internen adaptiven Regulationsmechanismen einen hierarchischen Rahmen, in dem objektive Leistung (Noten) als Ergebnis von Intelligenz und Anstrengung produziert wird. Die Gleichschaltung der Rolle Schüler evoziert ein komparatives Feld, das Konkurrenz und Kooperation in gleicher Weise fordert (Suls und Miller 1977). Dieses polare Handlungsmuster wird indes nicht nur in Leistungskontexten benötigt; gelingt hier ein Transfer in persönliche, Peer- oder sogar Intimbeziehungen, ist eine wesentliche Entwicklungsaufgabe, die der Koexistenz, gemeistert (Brown 1989). Dabei treten nicht nur prosoziale Verhaltensmotivationen in der Vordergrund, sondern vor allem Motivationen, die sich auf die eigene Durchsetzungsfähigkeit und die eigenen Handlungskompetenzen beziehen (Fend 1999). Sie bahnen den Weg zu einer „mutuellen Identität“ (Petzold 1993b). Auch wenn Peergruppen eine eher akkultorative Erscheinung sind, rekrutieren sie sich doch hauptsächlich aus dem heterogenen Feld der Schulklassenpopulation. Der soziale Vergleich findet vor allem auf dem Schulhof, bei weitem nicht nur auf der Leistungsebene, statt, sondern er erfasst alle Identitätsbereiche, vor allem die der *gender identity* (Müller und Petzold 1998). Unterricht und Schule sind - oft zum Leidwesen der Pädagogen, dafür aber zur Erbauung der Jugendlichen - *die Bühne* für die Inszenierungen derjenigen Identitätsbausteine, die im Jugendlichenalter der Resonanz und Bekräftigung aus dem Feld bedürfen. Fend (1994) hat die Träume, Hoffnungen und Befürchtungen von Jugendlichen im eigenen Denken und in Schüleraufsätzen untersucht und festgestellt, dass im Alter von 14 Jahren die Selbstkritik sprunghaft ansteigt und im Alter von 15 ein ebenso steiler Anstieg von „guten Vorsätzen“ zu verzeichnen ist. Auch dies verweist auf die navigierenden Suchprozesse, die auf eine Neuorientierung der Identität am Ende der Adoleszenz hinauslaufen sollen.

Dabei gibt es viele Übergangsmöglichkeiten und -riten, die Jugendliche nutzen. Lehrer sind von Schulbeginn an qua Funktion, erst recht mit ihrer Persönlichkeit und ihrem didaktischen Stil, primäre Projektionsflächen für Autoritätsübertragungen. Wenn diese Übertragungen von Pädagogen hauptsächlich unter ihrem störenden Aspekt gesehen werden und das Ziel des Umganges damit überwiegend die Unterdrückung ist, so muss für Psychotherapeuten die Qualität und Heftigkeit dieser Übertragungen ein Indikator für ungelöste Autoritätsfragen sein. Umgekehrt kommt die protektive Funktion dieser Mechanismen vor allem bei positiven und idealisierenden Übertragungen auf Lehrer zum Tragen, die über lange Zeit hin die Wertentwicklung beeinflussen und eine Stabilisierung der Identität ermöglichen kann. Mit diesen Aspekten hat die Schule bei weitem nicht nur die Funktion der Wissensvermittlung und der Leistungsmanifestation; darüber hinaus erfüllt sie weitreichende Aufgaben der persönlichen und gesellschaftlichen Sozialisation und Enkulturation.

Leistungs-, Konzentrations- und Aufmerksamkeitsprobleme in der Schule und im Unterricht zeigen sich als komplexes Geschehen. Als sinnlos erfahrene Regeln, geringe Freizeit, Prüfungsangst, Stress, wenig Mitbestimmungsmöglichkeit und soziale Störungen aus der Peergruppe (Austin und Draper 1984) sind Faktoren, die sukzessive zu einer Zunahme von Normdistanz und Normdruck führen. Eine Untersuchung von Holtappels (1987) zeigt die Taktiken auf, mit denen Schüler glauben „gut durch die Schule zu kommen“: ständige Mitarbeit, regelmäßiges Lernen, Anpassung an Unterricht und Regeln, Mühe demonstrieren, Anpassung an persönliche Lehrerwartungen, Einschmeicheln bei den Lehrern, sich anders verhalten als bei Freunden, sich nicht erwischen lassen. Ganz am Ende der Skala stehen Widerstand und Distanzierung. Normverstöße in der Schule nehmen von der 7.-9. Klasse signifikant zu (Selbstbehauptung). Leistungsschwache und Klassenwiederholer erfahren die Schule eher als fremd, belastend und wenig sinnvoll, entwickeln eine innere Distanz, während die Erfolgreichen über ein positiveres Selbstbild verfügen. Für die meisten Schüler hat die Schule spätestens ab der Pubertät keinen „Eigensinn“ mehr; sie ist eine unvermeidliche Durchgangsstation zum Erwerb von Zertifikaten für den Eintritt in das Berufsleben. Von daher gehen die meisten Schüler (mit Recht) mit einer inhaltsdifferenzierten, bürokratischen Arbeitshaltung an die geforderten Aufgaben, besonders wenn sie didaktisch von ausgebrannten Lehrern vermittelt werden sollen. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass Jugendliche in weitaus beträchtlicherem Maße als früher an psychosomatischen Beschwerden leiden, die *auch* schulisch bedingt sein dürften (Überblick bei Ulich 1998; Rutter 1995; Hurrelmann und Lösel 1990).

### Lebensstile und Freizeitgestaltung

Aus sozialgeschichtlicher Perspektive sind die individualisierten Identitäts-Suchbewegungen von heutigen Jugendlichen absolut neu. In Zeiten fester Kleiderordnungen, fehlender freier Zeit, Arbeit von frühmorgens bis spät in die Nacht hatte die Gestaltung von freien Zeiten nichts mit Identitätssuche zu tun. In unserer historischen Epoche, der sog. Postmoderne,

die die Entfaltung der Individualität freigibt und sogar einfordert, wird die Ausgestaltung der Freiräume mit Aktivitäten, die Wahl von Kleidern, Outfit und Ernährung, das Bodybuilding in Fitnessstudios, die Auslese von Identitätsaspekten und Wertnormierungen nach eigenem Ermessen zur komplexen Aufgabe. Die Trennung von Berufsarbeit und Freizeit, die uns so selbstverständlich ist, ist gerade mal 50 Jahre alt, und sie hat neue Probleme mit sich gebracht, die heute süffisant unter dem Motto des „Freizeitstress“ firmieren. Gleichzeitig findet dieses freiheitlich anmutende Szenario vor dem Hintergrund einer mit multiplen Risiken bedrohten Welt statt, deren wirtschaftliche Stabilität durch einen vorher nie gesehenen Konsumterror aufrechterhalten wird. Diese Wechselwirkung wird bei der Bewertung juveniler Phänomene oft verdrängt (Mansel 1995; Beck 1986).

Wie immer man das bewerten mag, diese Entwicklung hat die Voraussetzungen geschaffen, dass Menschen zu einer Lebensgestaltung kommen sollten, wie sie ihren persönlichen Wünschen entspricht. Sie eröffnet heute Möglichkeiten, sich selbst zu finden, in Aktivitäten, die dem Interesse entsprechen, und sich selbst in einer Weise zu erleben, „wie man gerne sein möchte“. Das ist ein kräftiger Schub in Richtung auf Pluralisierung, mit allen Vorteilen und Herausforderungen einer solchen Bewegung. Erst in der allerjüngsten Vergangenheit der letzten 25 Jahre hat diese Entwicklung auch auffällige akkultorative gesellschaftliche Erscheinungen hervorgebracht, die Subkulturen der Jugendlichen, Yuppies, Popper, Bios, Punker, Chaos- und Lovepeople u.v.a.m. Dabei muss bedacht werden, ob für Jugendliche von heute die romantisch-humanistische Vorstellung, dass Identität etwas sei, was im Kern der Person schon angelegt ist und „nur“ gefunden werden muss, überhaupt noch in irgendeiner Weise zutrifft. Identität wird heute, im Zeitalter der Machbarkeit, „designed“; dafür gibt es von Klamotten über Frisuren, Verhaltenscluster und Designerdrogen genügend durchschlagkräftige „Sets“ zum Mit-nach-Hause-Nehmen. Das sind zum Teil auch geschickt kommerzialisierte Angebote der Jugendindustrie. Internetkommunikation und -information schaffen hierfür eine breite Basis. Für weniger „taffe“ Jugendliche bedeutet das Verwirrung, Diffusion oder Rückzug und damit Marginalisierung. Beruhigend auf ängstliche Zeitgenossen wirkt da vielleicht die Meldung aus empirischen Untersuchungen, dass trotz des expansiven Anscheins, der von diesen Phänomenen ausgeht, die Familienorientierung bei allen Gruppierungen von Jugendlichen signifikant bis ins frühe Erwachsenenalter hinein bestehen bleibt (Fend 1991). So haben wir es bei der Untersuchung von Lebensstilen und Freizeitverhalten mit deutlichen Kohorteneffekten zu tun. Die Untersuchung, die ich hier referieren will, wurde im vergangenen Jahrhundert Anfang der 90er Jahre von Fend (1991) an knapp 4000 Jugendlichen in Deutschland und in der Schweiz durchgeführt. Sie hat daher Relevanz für die Gegenwart, weniger für Jugendlichenwelten der Nachkriegsjahre oder der 50er und 60er Jahre.

Ebenso wie man den Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz als einen von der Elternlenkung zur Selbstlenkung verstehen kann, gilt das für die Gestaltung freier Zeit als einem Prozess des Außer-Haus-Gehens. Diese Verlagerung der

Freizeitgestaltung aus dem familiären Bereich heraus, ist deutlich feststellbar, er deutet für Eltern das Ende der Kontrolle an. Aus der Fülle des empirischen Materials der Untersuchung von Fend möchte ich die Typologie von Jugendlichen nach ihren Freizeitorientierungen referieren. Zunächst wurden neun typische Aktivitäten von Jugendlichen untersucht: Rauchen, Trinken und Flippieren, Motor und Sport, Fernsehen, Bravo-Kultur, Bildungsorientierung, Musik machen und hören, Vereinsaktivität, Haustiere, Kirche. Anschließend wurden aus den verschiedenen Kombinationen der neun Kriterien 13 typologische Aktivitätscluster gebildet und die Persönlichkeitsprofile der Angehörigen dieser Aktivitätscluster untersucht.

#### **Cluster 1: Die Vereinskultur**

Diese Jugendlichen zeichnen sich durch hohe Aktivität in Vereinen und Interesse an Sport aus. Dies geht auf Kosten von anderen Interessen, die unterdurchschnittlich wenig Gewicht haben, z. B. Bildung, Haustiere, Musik. Ihr Sozialverhalten ist unauffällig, genauso wie ihre Stellung zu Gruppenstilen, lediglich neue Religionen lehnen sie ab. Sie sind häufig Gymnasiasten, zeichnen sich durch hohes Selbstkompetenzbewusstsein und hohe seelische Stabilität aus. Im interpersonalen (Wahrnehmung, soziale Einbettung), im politischen und im Leistungsbereich liegen sie im Durchschnitt.

#### **Cluster 2: Die Unauffälligen**

Diese Kategorie umfasst eine homogene Gruppe, die sich nur durch etwas mehr Fernsehen, Bravo-Kultur und durch etwas weniger Musikhören vom Durchschnitt abhebt. Es sind signifikant Mädchen, und ihre Freizeitgestaltung entspricht ihrer jugendlichen Persönlichkeit.

#### **Cluster 3: Die häuslich sich viel Beschäftigenden**

Hier liegen hohe Bildungswerte vor, hohe Musik- und Haustierwerte, sehr hohe bei Motor und Sport sowie Fernsehen und Bravo-Kultur. Hohe Bildung und hohe Beschäftigung mit Jugendkultur ist also kein Widerspruch. Obwohl in dieser Gruppe der Übergangscharakter der Jugend besonders prägnant ist, sind diese Jugendlichen profiliert, leistungsengagiert und solide. Es bestehen idealistische Vorstellungen über Geborgenheit. Es handelt sich um Fans von Musikgruppen, die alle einen festen gleichgeschlechtlichen Freund/Freundin haben, jedoch keine Bindung an das andere Geschlecht und keine Anbindung an ein Clique. Die Familie ist ein guter Anlaufpunkt, in dem Probleme besprochen werden. Diese Gruppe ist höher selbstaufmerksam und klagt über mehr somatische Beschwerden.

#### **Cluster 4: Die braven Durchschnittlichen**

Auch diese Gruppe ist homogen, ihre Mitglieder liegen im statistischen Durchschnitt, nur Rauchen, Trinken und Flippieren sind deutlich geringer. Jungen und Mädchen kommen gleich stark vor, sie haben höhere soziokognitive Kompetenz, schätzen sich selbst diesbezüglich aber niedriger ein, es sind hauptsächlich Gymnasiasten. Die Eltern werden als wenig direktiv wahrgenommen, und die Jugendlichen lehnen Subkulturguppen eher ab.

### **Cluster 5: Die Maskulinen**

Hier sind die höchsten Werte bei Rauchen und Trinken sowie bei Auto, Motorrädern, Fußball, Fernsehen und Bravo-Kultur zu verzeichnen, geringe Werte bei Kirche. Diese Gruppe besteht zu 78% aus Jungen, die maskuline Qualitäten bevorzugen. Popper und politische Gruppierungen werden abgelehnt. Sie bewegen sich vorwiegend in Cliques, haben aber keine feste gegengeschlechtliche Bindung. Sie haben eine geringe prosoziale Sensibilität, neigen zu Aggressions-Normverletzungen und haben häufig Streit mit den Eltern. Der Erziehungsstil in den Familien ist direktiv (Missachtung, geringe Wertschätzung, Inkonsistenz, Willkür, wenig Transparenz). Ihre soziale Einbettung liegt zwar im Durchschnitt, sie überschätzen sich jedoch im Bereich der Sozialkompetenz selbst.

### **Cluster 6: Die traditionell Religiösen**

Diese Gruppe ist ziemlich genau das Gegenteil der vorherigen. Rauchen und Trinken, Motor und Sport haben sehr geringe Werte, während Haustiere, kirchliche Aktivität und Musik herausragende Bedeutung haben. Politisches Interesse und egalitäres Denken sind wenig ausgeprägt und alles, was den Eindruck der Normverletzung macht, wird abgelehnt. Sie sind eher an Erwachsenen orientiert, zeigen hohe Leistungsbereitschaft, haben eine ausgesprochen sozialsensible Einstellung, fühlen sich aber oft alleine und ihr soziometrischer Geltungsstatus ist gering. Ihr Kompetenzbewusstsein fällt schlechter aus, als es den Tatsachen entspricht, sie schätzen sich schüchtern und wenig durchsetzungsfähig ein.

### **Cluster 7: Die Bildungsorientierten**

Diese Gruppe hat niedrige Werte in allen Bereichen, nur nicht in der Bildungsorientierung, wo sie richtiggehend herausstechen. Sie streben schon in der Adoleszenz ein höheres Ausbildungsziel an und haben ein hohes politisches Bewusstsein. Ihr soziales Bewusstsein ist an Werte wie Gerechtigkeit und Gleichberechtigung orientiert, gleichzeitig streben sie ein autonome, emanzipierte Selbstentwicklung an. Als Bezugspersonen nennen sie hauptsächlich Peers, fühlen sich aber oft einsam. Sie sind hoch selbstaufmerksam und berichten häufig über somatische Beschwerden.

### **Cluster 8: Die passiv Einsamen**

Alle Aktivitäten, die auf Gemeinsamkeiten abheben, sind hier niedrig bewertet, ebenso Bildungsorientierung und Haustierinteressen, die Konsumhaltung ist hoch. Diese Jugendlichen sind schwach in ihre Altersgruppe eingebettet und schätzen sich (adäquat) schüchtern und wenig durchsetzungsfähig ein, sind aber auch sozial wenig interessiert. Oft haben sie ein negatives Selbstbild und geringe Selbstkenntnisse. Die Leistungsorientierung liegt im Durchschnitt.

### **Cluster 9: Heterogene**

Eine Gruppe mit vielschichtigen Lebensstilen und Freizeitinteressen, die keinen eindeutigen Schwerpunkt hat. Diese Jugendlichen befinden sich in allen Werten im Durchschnitt.

### **Cluster 10: Die außerfamiliär Organisierten**

Diese Jugendlichen fallen durch hohe außerfamiliäre (Ver-

eins-)Aktivitäten auf, sehr geringer Wert bei Fernsehen, dabei normale Bildungsorientierung. Sie verbringen ihre Freizeit gesellig, haben stärkere heterosexuelle Interessen und Erfahrungen. Sie beteiligen sich an schulischen Aktivitäten, schlichten Konflikte und haben in Klassen einen hohen Status. Von daher sind auch die Sozialkompetenzwerte hoch, die Jugendlichen demonstrieren aber Distanz zu Leistungsnormierungen.

### **Cluster 11: Die fortschrittlich Religiösen**

Diese Gruppe liegt in ihren Werten im Wesentlichen gleich wie die Jugendlichen aus Cluster 6, sie zeichnen sich jedoch durch mehr ökologische Orientierung aus. Sie sind dem *law-and-order*-Prinzip besonders wenig verpflichtet, sind gesellschaftskritisch und haben Sympathien für Hausbesetzer und Alternative. Dabei sind sie leistungsmäßig gut orientiert und besitzen eine progressive politische und soziale Haltung mit Interesse und großer Einsatzbereitschaft. Bei Problemen suchen sie eher Gleichaltrige. Sie neigen zu einem negativen Selbstbild, seelischer Instabilität und hoher Selbstaufmerksamkeit.

### **Cluster 12: Die Individualisten**

Diese Gruppe zeichnet sich durch wenig Interessen aus, am ehesten noch Musik und Geselligkeit. Sie fühlen sich in der Klasse nicht wohl und lehnen auch Gruppenstile dezidiert ab. Sie sind eher Einzelgänger und glauben, bei anderen - Peers und gegengeschlechtlichen Partnern - wenig Erfolg zu haben. Sie fühlen sich nicht gut in ihre Altersgruppe eingebettet, haben aber einen höheren soziometrischen Status, als sie selber denken. Im Elternhaus sind sie besser als alle anderen Gruppen integriert, und trotzdem beschreiben sie diese Bindung als progressiv. Diese Gruppe hat die besten Noten; ihre Kombination aus erhöhter Selbstaufmerksamkeit, geringer Zufriedenheit und geringer Depression deutet darauf hin, dass sie sich selbst kritisch beobachten, aber gut damit zurechtkommen.

### **Cluster 13: Die Distanzierten**

Diese Jugendlichen liegen auf allen Skalen zum Teil weit unter dem Durchschnitt, besonders wird Fernsehen abgelehnt. Diese Massierung spricht für eine weitgehende Ablehnung üblicher Freizeitaktivitäten. Sie sind aber nicht einfach „Aussteiger“, sondern sie zeigen ein markantes Persönlichkeitsprofil, positives Selbstbewusstsein und gute soziale Einbettung. Sie haben eine kritische Einstellung zur Leistungsnormierung und eine betont kritische politische Haltung. Sie befürworten egalitäre Werte und lehnen rechtsextremes Denken besonders deutlich ab, ohne aber eine große prosoziale Motivation auszuweisen. In der Peergruppe fühlen sie sich gut integriert, obwohl ihnen die Fremdbeurteilung einen geringen soziometrischen Status zuweist. Sie können sich schlecht Aufmerksamkeit verschaffen und schätzen ihren Erfolg beim anderen Geschlecht gering ein. Sie scheinen distanziert zum Elternhaus und haben ihren Lebensmittelpunkt offenbar in einer Szene oder Tätigkeit außerhalb von Schule und Elternhaus. Die Muster der sozialen Orientierung, der Leistungsanpassung, der politischen Haltungen, des Selbstbezuges, der prosozialen Motivation und der lebensweltlichen Einstellungen führen schon im Alter der Adoleszenz zu prägnanten

Konstellationen und zu klar unterscheidbaren Idealtypen von Lebensstilen. Allerdings stellte Fend (1991) auch fest, dass die Masse der Jugendlichen ein eher undifferenziertes Muster der Freizeitgestaltung hat, dafür aber eine hohe Pluralität und vielfältige Akzentuierungen. Die Freizeitgestaltung ist für die Entwicklung eines Lebensstils von besonderer Bedeutung, also die Frage, *an welchen Orten* jemand etwas unternimmt, *mit wem* er das tut oder *was* er tut. Die oben kurz referierten Cluster geben schon für sich gesehen ein differenzierteres Bild der Adoleszenz ab, als dies z. B. nur durch die „Geschlechts-“ und „Schichtzugehörigkeit“ in früheren Untersuchungen der Fall war. Die Selbstlokalisierung von Jugendlichen in einem Freizeitfeld hat hohe Aussagekraft im Hinblick auf die Herausbildung eines Lebensstils, wenngleich linearkausale Festlegungen nicht möglich sind. Direkte Risikogruppen wurden bei der Untersuchung von Fend nicht definiert. Andere Untersuchungen weisen aber, bei entsprechendem Vorhandensein von Schutzfaktoren, für den Bereich der Adoleszenz eine hohe Remissionsrate psychopathologischer Phänomene auf (Schulenberg et al. 1996; Haggerty et al. 1994). Dies hängt auch damit zusammen, dass in der Adoleszenz psychopathologische Erscheinungen teilweise zum passageren Übergangstatus gehören.

### Partnerschaft und Sexualverhalten

Eine der aufregendsten, aber auch eine der mit dem höchsten Risiko behafteten Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz ist das Finden eines gegengeschlechtlichen Partners. Adoleszente Freundschaften bahnen für die bevorstehenden Entwicklungsaufgaben in dieser Hinsicht schon den Weg (Berndt 1996; Youniss and Haynie 1992). Jugendliche finden sich in Peergruppen und anderen gemeinsamen Aktivitäten zusammen, um in einem möglichst anonymen und geschützten Rahmen Kontakte zum anderen Geschlecht zu bekommen; dieser Zusammenhang konnte bestätigt werden, ich habe ihn oben beschrieben (vgl. Graber et al. 1996). So findet sich als erstes Instrument der Annäherung das Experiment. Das erste Verliebtsein ist noch hoffnungslos an der äußeren Erscheinung des Partners orientiert, erst später „durchgeistigen“ Jugendliche die Schönheit, und es kommt zu einer ästhetischen Überhöhung des Partners sowie zur Schwärmerie (Reverie). Reverieprozesse können durchaus den Charakter der Bewusstseinsengung erhalten; dabei sind alle Aktivitäten noch recht harmlos und vom Prinzip „rein bleiben und reif werden“ geprägt. Schon die pure Anwesenheit des gewünschten Gegenübers kann für erheblichen emotionalen Aufruhr sorgen; von Berührungen, Küssen und mehr wird noch lange Abstand genommen. Die bedeutendsten Verarbeitungsorte von Reverieprozessen sind für Jugendliche, ebenso wie schon in der Pubertät, die Erzählpraxis in Peergruppen und persönliche (poetische und prosaische) Tagebücher (Hoppe-Graff 1998; Soff 1989).

Im Alter der Adoleszenz gibt es schon genügend Erfahrungen mit gleich- und gegengeschlechtlichen Kontakten, so dass sich sexuelle Präferenzen herausbilden können. Deswegen fällt in dieses Alter für viele homosexuell orientierte Jugendliche das Coming-out. Dieser Prozess ist selten linear. Es zeigen sich zunächst viele Selbstzweifel an der eigenen „Anormali-

tät“, bis die Betroffenen so weit sind, sich die eigene Homosexualität einzugestehen. Bis die eigene Erkenntnis auch zum offenen Sichzeigen mit der Geschlechtspräferenz wird, können oft viele Jahre vergehen. Diese werden meist als sehr belastend und quälend erlebt, weil die Jugendlichen sich mit ihrer Präferenz am Rande und einsam fühlen. Homosexualität wird nach wie vor breitflächig tabuisiert, obwohl Homosexuelle selbst sich wesentlich mehr zeigen. Eine repräsentative Untersuchung von Rauchfleisch (1997) brachte das bedrückende Ergebnis hervor, dass 78% (!) der deutschen Bevölkerung angeben, lieber keine Kontakte mit Homosexuellen haben zu wollen.

In psychodynamischer Hinsicht geht es, sowohl bei hetero- als auch bei homosexueller Präferenz, um den nicht unwesentlichen Schritt, das kindliche Verlangen tatsächlich von den Eltern loszulösen und auf einen Menschen außerhalb der Familie zu übertragen. Schon die probatorischen Phantasien in dieser Richtung sind aufregend, die antizipatorische Fähigkeit hat dabei eine besondere Funktion. Die ersten Versuche hierzu firmieren unter der Überschrift „miteinander gehen“, was tatsächlich oft nicht mehr ist als die Handlung im Wortsinne. Hier werden Verlässlichkeit, die neuen Emotionen und das Changieren zwischen Harmonie, Enttäuschung und Streit ausprobiert. Loyalität wäre in dieser Phase das noch zutreffendere Wort als Liebe, denn sie hat den höchsten Wert und bestimmt auch die Grenzen; jede Beziehung, die diesem Wert nicht entspricht, wird enttäuscht aufgelöst; lange bevor eine „echte“ Partnerschaft mit einem tieferen Sicheinlassen und Austausch von Erotik eingegangen wird (Kluge 1998).

Wenn sich dann ein passender und verlässlicher Partner findet, werden die Experimente schrittweise erweitert um Liebeseingeständnisse, um Küsse, Berührungen, Umarmungen, körperliche Zärtlichkeiten, Petting und schließlich auch um den Koitus. Hier herrscht keine Linearität vor, sondern eine hohe Auflösung von experimentellen Schritten, das muss man niemandem erzählen. Um das Ziel einer festen Partnerschaft mit Sexualkontakten zu erreichen, gibt es erhebliche interindividuelle Unterschiede und größte Hemmungen (ibid.); damit auch prävalent pathogene Milieus für reaktive Störungen und neurotische Abwehrstrategien.

Wer es wagt, seine Sehnsüchte auf eine/n Altersgenossin/en zu richten, geht ein nicht unerhebliches Risiko ein. Schließlich ist die Erfahrung mit der Verlässlichkeit der eigenen Gefühle und Emotionen noch nicht so stabil. Je nachdem, *welche* Sehnsüchte hier dieser lebenswichtigen Transferierung zugänglich gemacht werden und von welcher *Dynamik* sie sind, kann es sein, dass bei einem eventuellen Scheitern sogar das Leben auf dem Spiel steht; der Suizid ist bei deutschen Jugendlichen die zweithäufigste Todesursache (das Verhältnis männlich : weiblich ist 3:2). Die wichtigsten Motive hierfür sind Konflikte mit den Eltern (1. Stelle), gefolgt von Paarkonflikten, Liebeskummer und Trennungen an der zweiten Stelle; nur bei 10% dieser Fälle liegt ein demonstrativer Suizidversuch vor, maskierte Suizide (z. B. Verkehrstote) sind hierbei noch nicht einmal impliziert (Oerter und Dreher 1995). Gelingt der Übergang aber, so stellen sich Glücksgefühle von

bis dahin ungeahnten Ausmaßen ein; die Euphorie kann bisweilen hypomane Züge erhalten. Geglückte Übergänge mit folgenden, länger andauernden Bindungen gehören zu den megaprotektiven Faktoren des Lebens, weil sie in der Regel nicht vergessen werden und wir immer wieder auf die Reinheit dieser ersten Erfahrungen zurückblicken können (Becker-Stoll et al. 1998). In selteneren Fällen, bei den so genannten chronisch Adoleszenten, wird diese Erfahrung allerdings auch hochstilisiert, alle nachfolgenden Erfahrungen werden mit Hilfe dieses Ereignisses entwertet; diese Dynamik steht dann aktuellen Bindungsmöglichkeiten im Wege.

Sehr unterschiedliche Dimensionen wurden bezüglich des ersten Geschlechtsverkehrs untersucht. Zunächst Kohorteneffekte: 1966 hatten 11% der 18-jährigen Mädchen Koituserfahrungen und 25% der Jungen; 1973 waren es bei den 17-jährigen Mädchen 45% und bei den Jungen 50%; 1986 waren es bei den 18-jährigen Mädchen 50% und bei den Jungen 60% (Costa et al. 1995; Oerter und Dreher 1995; Seiffge-Krenke 1994; Schmidt et al. 1992), so dass man von einer sukzessiven Vorverlagerung sprechen kann. Einige Autoren sehen hierin deviantes Verhalten, das im Dienste der Stabilisierung eines angeschlagenen Selbstbildes steht. Ich denke das nicht. Ohne indes weitere Untersuchungen anführen zu können, glaube ich, dass dieses Verhalten *heute* unserer gesellschaftlich-kulturellen Umgebung voll entspricht. Für frühere Generationen muss man gesondert explorieren.

Allerdings *gibt* es natürlich abweichendes Sexualverhalten; in vielen Untersuchungen wurden hierfür Ursachen gefunden: Gebrauch von Drogen, fehlende Werthaltung, fehlende oder extrem kontrollierende elterliche Bindungen (Becker-Stoll et al. 1998) oder überhaupt keine Kontrolle (!), geringe Schulbildung, Frühentwicklung und frühe Menarche (sehr fraglich!), schulische und soziale Konflikte, kritische Lebensereignisse aller Art, unzureichende Sexualaufklärung (Übersicht bei Seiffge-Krenke 1994; Flaake und Kind 1995).

Der Ort des ersten Koitus ist gleichzeitig der mit der höchsten sozialen Kontrolle: zu Hause. Dies mag damit zusammenhängen, dass dieses Ereignis häufig sehr spontan stattfindet, in einer Situation, in der wenig Vorbereitungen möglich sind (z. B. wenn die Eltern weg sind). Bei 30% von den Mädchen und bei 50% von den Jungen fand 1983 der erste Geschlechtsverkehr ohne Kontrazeptiva statt. Damals gaben die meisten Jugendlichen an, „so leicht nicht schwanger werden zu können“ (Schmid-Tannwald und Urze 1983 cit. Seiffge-Krenke 1994). Diese Zahlen und Aussagen dürften sich aufgrund der Immunkrankheit AIDS und der nachfolgenden Aufklärungsarbeit in der BRD inzwischen drastisch verändert haben. Dieselben Autoren fanden, dass die Mehrzahl aller Jugendlichen nach den ersten Koitus zwar eine längere Pause (bis zu einem Jahr), dann aber regelmäßigen Geschlechtsverkehr hatte, außerdem ein Jahr nach dem ersten Koitus noch immer mit demselben Partner zusammen waren.

Der erste Geschlechtsverkehr wird außerordentlich verschieden erlebt; bei 25-30% gibt es negative Reaktionen wie Enttäuschung, schlechtes Gewissen und Ekel, letzteres mehr bei den Mädchen (Flaake und Kind 1995). Emotionale Nähe wird

von beiden Geschlechtern wenig erlebt, sexuelle Befriedigung bei Jungen mehr, Schuldgefühle haben beide Geschlechter gleichermaßen, wobei von den Jungen die Sexualität etwas losgelöster von der emotionalen Bindung erlebt wird als von den Mädchen (ibid.). Das wäre klassisch, aber ich glaube weniger an die Objektivität dieser Ergebnisse als vielmehr an den Umstand, dass Mädchen derlei Zusammenhänge viel leichter „zugeben“ können als Jungen. Costa et al. (1995) sowie Strouse und Fabes (1987) gehen bezüglich des verfrühten Überganges zur Geschlechtsaktivität von sich wechselseitig beeinflussenden Faktoren aus:

- *Familiensystem*: schlechte Bindungen, Trennung von den Eltern, Eineltern-Familien, schlechter sozioökonomischer Status
- *Soziale Kontrolle*: konservative Sozialisation, Schuldgefühle, Religiosität, direktive elterliche Kontrolle, Angst vor negativen Konsequenzen
- *Peerguppe*: Akzeptanz von Geschlechtsverkehr, Gruppendruck zur Konformität, körperliche Attraktion zwischen Peers
- *Persönliche Bereitschaft*: sexuelle Einstellung und Ideologie, tatsächliches Alter, Menarchealter, Religiosität, bisherige Erfahrungen, Selbstwertgefühle, schlechte Schulleistungen
- *Soziales Milieu*: chaotische familiäre Situationen, Mesomilieu und Normendruck der Wohngegend, Einflüsse der Medien

Obwohl die genannten Übergangskriterien der Untersuchung an sich hohe Relevanz aufweisen, bleibt hier der leicht bittere Nachgeschmack, dass allein negative Kriterien zum Übergang in die sexuelle Aktivität führen. Deshalb muss die Betonung hier auf der Einleitung des „*verfrühten* Verkehrs“ liegen, den die Autoren auf den Zeitpunkt ab dem 14. Lebensjahr datieren.

Abschließend kann man sagen, dass die ersten Erfahrungen in der Annäherung an das andere Geschlecht in jeden Fall prägend hinsichtlich der weiteren Entwicklung des Partnerverhaltens sind, und zwar gleichgültig, ob sie stattfinden oder nicht. Wer heute mit 18 bis 20 Jahren noch keine erotischen oder sexuellen Erfahrungen gemacht hat, der kommt unter Druck, meistens sogar von zwei Seiten: der Seite des eigenen Selbstwertgefühls und der beschämenden Seite des sozialen Vergleichs (Suls und Miller 1977). Es bleibt dann der Tragkraft der Ressourcen des Individuums überlassen, hiermit geeignete Bewältigung zu suchen oder in irgendeine Richtung psychischer Störung „abzuweichen“, in den meisten Fällen dürfte das die Depression sein.

### **Politik und Weltanschauungen**

Fend (1990) hat die Adoleszentenentwicklung als „Veränderung des Verhältnisses der Person zu sich selber und zu ihrer Umwelt“ beschrieben. Dieser Veränderung gehen vielfältige Entwicklungsvorläufer voraus. Die „naive Harmonie“, in der das Kind mit sich selbst und seiner Umgebung lebt, bricht

durch die vielschichtigen Wandlungsprozesse auf, die ich beschrieben habe. Der Adoleszente kann mit seinen kognitiven Kompetenzen nun *Wirklichkeit* und *Möglichkeit* unterscheiden und kann damit Formen der Selbstdarstellung erproben. Er öffnet sich mit diesen Kompetenzen den gesellschaftlichen Raum, und diese Gesellschaft will, vermittelt durch ihre Sozialisationsinstanzen, auch etwas von ihm, nämlich dass er sich einesteils anpasst, sich anderenteils einen Platz in ihr sucht.

Diese Aufgabe geht vonseiten des Jugendlichen mit deutlichen Suchbewegungen im politischen, gesellschaftlichen und im Raum der Wertennormierungen einher. Dabei gehörte ein Prozess der persönlichen Meinungsbildung zu politischen Themen und damit zur Gestaltung der gemeinschaftlichen Lebensaufgaben nicht immer zu den Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz. Ideologische Gedankengebäude der Jugend als Massenbewegung kann man erst ab dem Beginn des letzten Jahrhunderts beobachten (vgl. Canetti 1980). Eine dramatische Absetzung von tradierten Werten inszenierte nach dem Nationalsozialismus die politische Jugend der 60er und 70er Jahre. Die Lehrer, die aus dieser Generation hervorkamen, haben mindestens zwei Generationen weitergeprägt, so dass heute die Herausbildung einer persönlichen Stellungnahme zur Gestaltungsform unserer gemeinsamen Lebensprobleme zu den wichtigsten Bereichen der Individuation einer Person gehört (Fogt 1982).

Politische Probleme sind komplex, und die Bildung einer „politischen Identität“ ist mit Sicherheit erst im mittleren oder späten Erwachsenenalter abgeschlossen. Spätestens mit dem Abschluss der Fähigkeit zum logisch-schlussfolgernden Denken (ca. 12. Lebensjahr) beginnen Jugendliche ihr Meso- und Makroumfeld zu explorieren. Dabei ist maßgeblich, wie ihre Lernumwelt aussieht und wie sie Informationen aus dem Feld verarbeiten; zusammen geben diese beiden Faktoren die Basis für den motivationalen Aspekt dieser Entwicklungsaufgabe. Fend (1991) hat in seiner groß angelegten Untersuchung vier Dimensionen der politischen Identitätsbildung im Jugendalter festgelegt: 1. Analysekompetenz und Verständnis demokratischer Prinzipien, 2. politische Aufgeschlossenheit, 3. politischer Vertrauensvorschluss bzw. Skepsis, 4. manifeste politische Orientierung (vgl. Schwendter 2001).

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Studie über die Analyse der politischen Identitätsbildung gehört, dass der Lehrer heute offenbar eine sehr geringe Bedeutung hinsichtlich der Prägung von politischen Überzeugungen hat, die Schule hingegen als Institution, in der mitbestimmt werden kann, hatte großen Einfluss auf das Erfassen demokratischer Prozesse. Den höchsten Einfluss auf die politische Meinungsbildung und die Art der Aneignung hat jedoch die Familie (Hopf 1995; Friedrich und Schubarth 1991). Unübersehbar war auch die Bedeutung der „latenten politischen Sozialisation“: Politische Identitätsentwicklung seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts ist unverständlich, wenn man die Bedeutung der Medien außer Acht lässt, weil Politik sich wie nie zuvor als Medienereignis präsentiert.

Wichtig scheint, dass zur bloßen politischen Wissensvermittlung auch ein Geschichtsbewusstsein - meint Prozessbewusstsein - sowie die emotional evidente Erfahrung des Handelns gehören (v. Borries 1994). Deshalb entwickelt die bildungsmäßig am wenigsten begünstigte Gruppe von Jugendlichen (Hauptschüler, Schüler aus schlechten sozioökonomischen Verhältnissen) ein problematisches Demokratieverständnis und u.U. einen Hang zu extremistischen Orientierungen. Und die am meisten begünstigte Gruppe (Gymnasiasten, gute und hervorragende sozioökonomische Verhältnisse) eine Disziplin- und Leistungsdistanz, obwohl oder gerade weil sie kritisch und urteilskompetent ist (Hopf 1995).

Dass die Bildung einer politischen Identität protektiven Charakter im Hinblick auf die seelische Gesundheit hat bzw. ob die Verweigerung der Auseinandersetzung mit politischen Themen *primäre lineare* pathognomonische Aussagekraft hat, muss bezweifelt werden. Politische Identität ist nur ein Aspekt des Selbstwertgefühls, der Identität; sie gehört zur Reife des erwachsenen Menschen. Zumindest aber ist die politische Verankerung im Makrokontext ein Orientierungsfaktor, der auch Zugang zur Öffentlichkeit ermöglicht, und diese Kompetenz oder Potenz ist ein gesundheitspsychologischer Schutzfaktor. Oft dienen politisch-gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne einer Verschiebung als Anklagepunkte für depressive Verstimmungen. Dass widrige Makroverhältnisse einen Einfluss auf die seelische Befindlichkeit haben, kann heute – angesichts atomarer Bedrohung und fundamentalistischer Weltbewegungen – kaum mehr ernsthaft bestritten werden (Huth 1995; Beck 1986), trotzdem darf man hier das Funktionieren der eigenen Abwehr und Verarbeitung nicht aus dem Blick verlieren.

Politische Anschauungen führen bei Jugendlichen oft überganglos zu weltanschaulichen Fragen mit ideologischem, manchmal religiösem Charakter (Barz 1992). Die Moralentwicklung ist schon zu Beginn der Adoleszenz auf einem Niveau angelangt, das es erlaubt, sich geistig in die Makroprozesse von Kultur, Gesellschaft und Zeitgeist hineinzubewegen, die Horizonte sind aber trotzdem oft noch beschränkt. Das schafft vielfach noch Verwirrungen, meist verhindern Informationsdefizite und politische Deutungsverzerrungen durch die Medien das Einnehmen differenzierter Standpunkte. So können erste extremistische/fundamentalistische Einstellungen entstehen, die Huth (1995) als „Flucht in die Gewissheit“ bezeichnet hat und die, gerade durch Verstärkungsprozesse in Peergruppen, eskalieren können (vgl. Canetti 1980).

### **3. Auf dem Weg in die berufliche Identität**

Wer in einer Gesellschaft wie der unseren aufwächst, wird eigentlich schon recht früh an die zentrale Stellung von Leistung und Arbeit herangeführt. Diese Aspekte erfüllen eine enorme Tragkraftfunktion auch im Sinne der Identität: „Nur wer arbeitet, ist ein vollwertiger Mensch“; auch wenn diese Verknüpfung, besonders für kranke Menschen, unheilvoll ist, ist sie doch eine Realität im „anonymen Diskurs“ (Foucault 1974) unserer Gesellschaft. Wie schon erwähnt, ist es schon seit ca. 20-30 Jahren nicht mehr nützlich, sich schon in der Jugendzeit für einen lebenslangen Beruf zu entscheiden. Ju-

gendliche sind im Alter der Adoleszenz aber trotzdem vor die Entwicklungsaufgabe gestellt, ihre Interessen zumindest so weit zu fokussieren, dass sie mitentscheiden können, welchen Schulabschluss sie machen bzw. welche berufliche Laufbahn sie *als Erstes* einschlagen möchten. Für diese Entscheidung müssen nun Entwicklungslinien zum Tragen kommen, die ihren Ursprung weit in der frühen Kindheit haben. In aller Kürze zeige ich deshalb die Stationen in der Entwicklung der Leistungsmotivation auf (Vertiefung bei Brock et al. 1997).

### Entwicklung der Leistungsmotivation

In der Phylogenese scheint die Leistungsmotivation erst beim Menschen aufzutreten. Bereits im ersten Lebensjahr entsteht beim Säugling Freude, wenn er aktiv sensomotorische Effekte herbeiführen kann, ohne dass hierfür eine soziale Verstärkung notwendig wäre. Wenn das Kleinkind sich dann als Urheber des Handlungseffektes erleben kann, entsteht recht bald der Wunsch, es „selber machen zu wollen“. Auch die Erfahrung der Selbstwirksamkeit und der Funktionslust benötigt keine sozialen Verstärker. Mit 3½ Jahren erleben Kinder, neben der Freude, den Stolz über gelungene Aktivitäten und Enttäuschung/Trauer bei Misserfolg. Fünf- bis Sechsjährige lernen dann externe Ursachen (Aufgabenschwierigkeit) und interne Ursachen (Tüchtigkeit) zu unterscheiden und miteinander zu kombinieren, aber erst die Sieben- bis Neunjährigen verwenden das Konzept der Ursachenerklärung richtig und setzen sich eigenständig Gütekriterien für ihr Leistungshandeln (Bildung eines Anspruchsniveaus). Die Leistungserwartung gründet sich dann auf die Einschätzung der eigenen Tüchtigkeit, und der Motivationsanreiz besteht hauptsächlich in der Vorwegnahme einer affektiven Selbst- oder Fremdbewertung. Dies hebt die Bedeutung der Anregung durch das Umfeld und die der elterlichen Förderung hervor. Die Entwicklung der Leistungsmotivation kann durch ein reizarmes, desinteressiertes (Deprivation) oder entwertendes (Depravation) Klima recht nachhaltig beschädigt werden.

Wenn die Kinder in die Schule kommen, werden erstmals anonyme, objektive Kriterien angelegt. Die Begriffe Anstrengung und Fähigkeit werden abstrakt operationalisiert und als Erklärungsmodelle für Erfolg und Misserfolg eingesetzt, und das Kind erkennt den Zusammenhang zwischen Anstrengung und Effekt, so dass die quantitative Beziehung zwischen Aufwand und Leistungshöhe evident wird. Nun kommt ein noch abstrakterer Begriff hinzu, den das Kind bis in die Adoleszenz hinein nicht voll erfassen wird: die Begabung. Bis dahin lernt es zum Teil schmerzhaft, dass vermehrte Anstrengung nichts hilft, wenn das Fähigkeitsniveau und die Geschicklichkeit nicht vorhanden sind oder die Begabung fehlt. Für ein optimales Motivationsniveau ist die Selbstzuschreibung der Trias von *Fähigkeit*, *Begabung* und *Leistungsbereitschaft* unerlässlich. In der Schule werden diese Prozesse durch Konkurrenz und induzierten Wetteifer ebenso gefördert wie die Entwicklung einer Selbsteinschätzung und Bewertung unter Zuhilfenahme der sozialen Bezugsnorm. Zur Leistungsidentität zählt dann sowohl die Selbst- als auch die Fremdbeurteilung. Schon in der Schule tauchen erste Vorstellungen vom späteren Beruf auf, die sich, je nach aktuellen Vorbildern im Feld, bis zur Pubertät hin immer wieder ändern.

So wird deutlich, dass es zunächst die familiäre Keimzelle ist, in der Leistungsverhalten motiviert, gefördert und verstärkt wird. Die Kette biografischer Ereignisse generiert eine Handlungsgeschichte der Motivation und vor allem auch eine der *Entscheidungen*, diese kommt dann neben dem Einfluss diverser Sozialisationsinstanzen bei der Berufswahl in besonderer Weise zum Tragen. Später sind es mit den schulischen Anforderungen soziokulturelle Bedingungen, unter denen sich die Leistungsmotivation weiterentwickelt; hierbei spielen Lehrerpersönlichkeit und Didaktik eine wichtige Rolle. Trotzdem bleibt der Einfluss der Eltern und der Anregungsgehalt der familiären Umwelt zentrales Moment. Auch die Gleichaltrigen spielen nun eine Motivationsrolle, wobei es hier auf dynamische Aspekte der Peergruppe und auf Rolle und Status des Einzelnen ankommt, ob diese förderlich oder hemmend auf die Leistungsmotivation einwirken. Eine besonders perfide Rolle spielen hierbei Geschlechtsunterschiede, weil Mädchen nicht nur Hoffnung auf Erfolg haben, sondern auch Furcht davor, weil darunter ihre Beliebtheit bei den Jungen leidet (Vertiefung bei Oerter 1995).

Für den Angriff auf die Entwicklungsaufgabe „Beruf“ in der Adoleszenz nennen Oerter und Dreher (1995) drei Valenzen: 1. die *subjektive Valenz*, die den Beruf durch Interesse, Fähigkeit und Begabung bzw. die dazupassende Arbeit attraktiv macht und damit Selbstwirksamkeit rückmeldet; 2. die *objektive Valenz* bestimmt sich dadurch, dass jemand, der einen Beruf hat, eine konkrete, inhaltlich bestimmbare Funktion in der Gesellschaft besitzt bzw. im ökonomischen Gesamtsystem eine Aufgabe erfüllt; 3. die *abstrakte Valenz* sieht von inhaltlichen und persönlichen Interessen ab und verknüpft Beruf und Arbeit unmittelbar mit der Identität: Nur wer einen Beruf hat und arbeitet, ist ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, abstrakte Valenz erhalten Beruf und Arbeit auch durch den Tauschwert mit Geld, das seinerseits abstrakte Valenz hat, weil es für beliebige Ziele verwendet werden kann.

### Abstimmung von Wunsch und Wirklichkeit, Geschlechtsunterschiede

Heranwachsende in der Adoleszenz öffnen sich zunehmend gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Horizonten. Schon lange, bevor die Schule zu Ende ist, beschäftigen sie sich, normalerweise ohne soziale Verstärkung, mit weit ausgreifenden Lebensperspektiven. Schon wenn diese Bewegung in die Prospektion fehlt, kann man von Risikokonstellationen ausgehen; der Entwurf einer Zukunftsperspektive hat präventiven, protektiven Charakter im Hinblick auf Depressionen (Kruse und Schmitz-Scherzer 1995). Keine Rolle spielt dabei der Umstand, dass Berufswunsch und Realisationsmöglichkeiten in der Pubertät noch nicht übereinstimmen, ja sie fallen oft sogar völlig auseinander. Die phantasmatische Berufsvorstellung orientiert sich meist an attraktiven Merkmalen von Personen aus der Umgebung.

Eine entscheidende Weichenstellung erfolgt in unserem Bildungssystem in der Lebensspanne ab ca. 15 Jahren bei der Frage, ob man einer Hauptschule, Realschule oder einem Gymnasium mit den entsprechenden Schulabschlüssen zugehören will. Spätestens vor der Anbahnung des Schulab-

schluss aber wird diese Frage so aktuell, dass Jugendliche eine Angleichung von Berufswunsch und beruflicher Wirklichkeit in der Gesellschaft vornehmen müssen, d.h., sie müssen *Ziele* formulieren, die eine große Tragweite haben, die aber gleichzeitig noch weit über ihren Erfahrungshorizont hinausgehen. Diese Ziele sind Vorläufer einer späteren Berufsidentität. Hierfür ist in erster Linie Information, in zweiter eine Begabungs-, Motivations- und Interessensüberprüfung notwendig. Verunsicherung und Unsicherheit sind die normalen Reaktionen auf diese Herausforderung. Hauptschulabgänger müssen sich mit 14-15 Jahren am frühesten entscheiden und haben dabei allein kognitiv die schlechtesten Karten. Schon Schülern in der 10. Jahrgangsstufe geht es damit besser; sie finden zu einem höheren Prozentsatz Lehrstellen (89% gegen 58%) und sind entscheidungsfähiger; am meisten Information und die besten affektologischen (Ciompi 1997) Voraussetzungen für eine Berufswahl- oder Studiumsentscheidung haben aufgrund des Alters und der Reife die Gymnasiasten (Fend 1999). Hauptschüler haben bei der Suche nach Lehrstellen seit den 80er Jahren heftige Konkurrenz von Realschülern und Gymnasiasten bekommen. Eine Lehrstelle zu finden hat eine stabilisierende und bestätigende Wirkung im Hinblick auf eine positive Zukunftsperspektive. Dasselbe gilt für die Zufriedenheit in diesem Beruf, wobei dies nur auf 50% aller primär berufstätigen Jugendlichen zutrifft. Bei der Suche nach einer Lehrstelle spielt die Familie nach wie vor eine zentrale Rolle, weniger als die Hälfte der Jugendlichen sucht sich eine Lehrstelle aus Eigeninitiative. Nur 25-30% der Hauptschulabgänger fanden sich mit ihrer beruflichen Erstsituation ab, der Rest war unzufrieden und hielt Ausschau nach Weiterbildungsmöglichkeiten (ibid.).

Dabei muss sich die Diskrepanz zwischen der vorherigen Einschätzung und der realen Berufserfahrung nicht immer negativ auf die Identität auswirken, so lange in unserer Gesellschaft plurale Optionen offen sind und weitere Versuche gelingen. Trotzdem sind die Hauptschüler mit über 50% die größte Gruppe von Jugendlichen, die sich einen anderen Schulabschluss wünscht. Bei Realschülern ist das nur noch bei 25% der Fall und bei Gymnasiasten nur bei ca. 10%. Die Diskrepanz zwischen Berufswunsch und Wirklichkeit ist bei Hauptschülern besonders hoch, wiederum gefolgt von Realschülern und Gymnasiasten, d.h., Hauptschüler werden am stärksten vor die Aufgabe gestellt, ihre Ansprüche reduzieren zu müssen (ibid.).

In dieser Hinsicht sei erinnert an die Identitätsformen nach Marcia (1980): diffus, Moratorium, übernommen, erarbeitet (s.o.). Jugendliche mit erarbeiteter und übernommener Identität haben fast alle einen Arbeitsvertrag oder eine feste Zusage im neunten oder zehnten Schuljahr, während die Jugendlichen im beruflichen Moratorium mehrheitlich noch einer unsicheren beruflichen Identität entgegensehen. Die Jugendlichen mit diffuser beruflicher Identität haben zwar zu 70% schon eine Stelle, sind aber in Bezug auf ihre Interessen und Neigungen noch indifferent. Allerdings darf man hier nicht vergessen, dass die Ergebnisse nicht ausschließlich Sache der Identität von Jugendlichen sind; Marktlagen und andere objektive Chancen oder Hemmungen (z. B. bei ausländischen Jugendlichen, Ost-West-Unterschiede) spielen eine ebenso große Rolle.

Die berufliche Orientierung von Jungen und Mädchen richtet sich, von Ausnahmen abgesehen, noch immer sehr stark an Geschlechtsstereotypen aus. Dabei spielen auch heute weniger die expliziten Wünsche (vor allem der Mädchen) als vielmehr die gesellschaftliche Verbauung von beruflichen Chancen für weibliche Jugendliche die größte Rolle. Fend (1999) fand bei Mädchen als häufigste Wahl Berufe in Dienstleistung, Erziehung und in Bildung (Friseurin, Arzthelferin, Pädagogin). Bei den Jungen herrschen technische Ausrichtung und Nahrungsbranche vor (Elektrotechnik, Metall, Bau, Chemie). Daneben gibt es Berufe mit weniger geschlechtsspezifischer Ausrichtung (Arzt, Kaufmann/-frau, Journalist usw.), die von beiden Geschlechtern gleichermaßen gewählt werden. Auch Persönlichkeitsprofile spielen bei der Bildung einer beruflichen Identität eine Rolle.

Der Aufbau einer beruflichen Perspektive hat enorme Aussagekraft über das Ausmaß der psychischen Gesundheit und Stabilität. Misslingende Prozesse der beruflichen Präferenzwahl, unüberbrückbar erlebte Diskrepanzen von Berufswunsch und Wirklichkeit, wiederholt scheiternde Versuche beruflicher Integration und jugendliche Arbeitslosigkeit sind Prädiktoren erster Ordnung, was die Entwicklung neurotischer Copingstrategien und Somatisierungen angeht (Klink und Kieselbach 1990). Ein Scheitern dieser Entwicklungsaufgabe ist ein kritisches Lebensereignis, und es führt bei Prolongierungen zu lang anhaltenden Verunsicherungen auch der persönlichen Identität (vgl. Strehmel und Ulich 1995; Filipp 1990).

### **Persönlichkeitsentwicklung am Übergang in den Beruf**

Der Wechsel von der Schule in den Beruf stellt einen typischen psychoökologischen Übergang mit veränderter Umgebung und mit veränderten Rollenerwartungen dar, der je nach Verbindung zwischen Schule und Berufswelt eher kontinuierlich verläuft oder einen Bruch bildet. Beim individuellen Erleben spielt aber nicht nur die Abstufung dieses Überganges eine Rolle, sondern auch Faktoren der Erwünschtheit dieses Ereignisses (Brock et al. 1997). Dabei wird hier zunächst nur die Gruppe der Berufsanwärter untersucht, weil die Entscheidung zum einem Studium eher im frühen Erwachsenenalter getroffen wird (vgl. Osten 2000).

Jugendliche, die eine Lehre mit gleichzeitiger Berufsschule absolvieren, sollten an diesem Übergang eher Kontinuität erleben als solche, die direkt ins Arbeitsleben eintauchen, in Form von Anlernertätigkeiten o.ä.; dem ist aber nicht so. Wenn die Tätigkeit nachdrücklich gewünscht ist, kann sie auch niedrigeres Niveau haben, und die Jugendlichen sind trotzdem zufrieden mit ihrer Entscheidung. Anders verhält es sich, wenn sie eigentlich Bildungswünsche hatten und aus materieller Not oder aus anderen Gründen zu dieser Entscheidung gezwungen wurden. Ähnliche Interdependenzen zwischen Motivation, Wunsch und Wirklichkeit finden auch in den anderen Sektoren der Berufswahl statt. Über die subjektive Zufriedenheit entscheidet z.B., ob eine Lehrstelle problemlos gefunden wurde, ob sie akzeptabel ist oder zweite Wahl; besonders prekäre Krisen entstehen bei Jugendlichen, wenn sie trotz vielfältiger Anstrengungen schon bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz scheitern und dann in eine ungelernete Position ausweichen müssen (Oerter und Dreher 1995).



Wie zu erwarten, gibt es beträchtliche Unterschiede dieses Überganges je nach Schulabschluss. Jugendliche mit Real- schulabschluss oder Abitur weisen wesentlich häufiger einen glatten Berufsverlauf auf als solche mit Hauptschulabschluss. Jugendliche ohne Hauptschulabschluss scheitern zu 87% und absolvieren dann keine Berufsausbildung, d.h. umgekehrt, wer das geschafft hat, liegt schon weit über dem Durchschnitt. Aber nicht nur der Schulabschluss ist prädikativ für den beruflichen Übergang, es gibt auch einen Zusammenhang mit dem Interaktionsstil in Familien. Wie auch hier zu erwarten, kommen Jugendliche mit einem Scheitern des Überganges ohne Ausbildung zu 53% aus Familien, in denen hochgradige offene Konflikthaftigkeit vorherrscht, die auf dem Machtweg entschieden wird. Generationskonkurrenz und die tradierte Einstellung zu Leistung und Arbeit aus den beiden Generationen der Eltern spielen eine ebenso große Rolle (Retzer 2000; Schneewind 1999; Hopf 1995; Mattejat 1993).

Jugendliche mit besonders qualifizierten Berufen entwickeln dagegen mit der Aufnahme ihrer Ausbildung eine intrinsische Arbeitsorientierung, eine Zunahme des Interesses an Politik, sie befürworten signifikant mehr die Gleichstellung der Frauen, und sie schätzen die Aufnahme sozialer beruflicher Beziehungen. Diese Werte verschieben sich nach unten, je weniger akzeptiert die Lehrstelle ist und je unfreiwilliger sie angenommen wurde. Damit wird das Gelingen des beruflichen Überganges zu einem Schutzfaktor besonderer Ordnung (Fend 1999). Erstaunlicherweise konnte ich keine Studie finden, die den Einfluss des ersten Geldverdienens auf Jugendliche untersucht hat. Dieser Faktor steht doch bei Jugendlichen im Zentrum des Motivationsfeldes; man sollte annehmen, dass gerade dieses Ereignis eine besondere supportive und gesundheitspsychologisch relevante Stellung hat, zumal hier Selbstwirksamkeit (Flammer 1990) und potenzielle Selbstexpansion zusammenfließen und einen kräftigen Schub in Richtung auf die Autonomie bewirken.

Im ersten Jahr nach Arbeitsaufnahme tritt bei allen Gruppen eine Verringerung des Selbstwertgefühls auf (hier bestehend aus: Körperbild, Kompetenzeinschätzung, positive Grundhaltung und Selbstkontrolle); Mittelschüler haben hier noch die höchsten Werte vor den Lehrlingen und den Erwerbstätigen, was insgesamt aber dem Prozess einer zunehmenden realistischen, entidealisierenden Selbsteinschätzung entspricht (Häfeli et al. 1988). Zusammenfassend muss man feststellen, dass Jugendliche, die frühzeitig ins Berufsleben einsteigen, eine Entwicklungsaufgabe meistern müssen, für die viele nicht hinreichend gerüstet sind, zumal sie gleichzeitig einer Häufung anderer Entwicklungsaufgaben gegenüberstehen. Der Übergang in das Berufsleben ist damit eine sensible Phase, in die zumindest acht Einflussfaktoren eingehen:

- *Prädikative Faktoren:* Alter, Schulbildung, Schichtzugehörigkeit, marktwirtschaftliche Faktoren
- *Information durch das Umfeld:* Schule, Familie, Freunde, Peergruppe
- *Support:* durch die Familie, Verwandte, Lehrer, Freunde
- *Kriterien der Wahl:* Motivation internal, external, aus Not/ Druck/Indifferenz, Akzeptanz der Lehrstelle/Arbeitsstelle

- *Entscheidungsfindung:* Wie viel Kraft lag in der Entscheidung?
- *Selbstwertgefühl:* bestimmt über das Herangehen an die Tätigkeit und über die Resonanz aus dem Feld
- *Zufriedenheit:* Grad des Erfolgserlebens auf diversen Sektoren der Berufstätigkeit (Geschicklichkeit, Kontakte, Hierarchie usw.)
- *Verarbeitung:* Wie wurden Selbstwerteinbrüche und Konflikte während der Ausbildung erlebt und bewältigt?

Um die Bedeutung des beruflichen Überganges auch in gesundheitspsychologischer bzw. pathognomonischer Hinsicht erfassen zu können, muss man sich immer die Stellung von Arbeit und Beruf in unserer Gesellschaft ins Bewusstsein rufen. Arbeit und Beruf sind *die* Selbstwertsäulen der Leistungsgesellschaft; das wird spätestens dann evident, wenn man die Probleme junger (aber auch älterer) Arbeitsloser in den Blick nimmt (Strehmel und Ulich 1995). Das Scheitern an diesem Übergang hat oft lange Wurzeln, die tief in der Entwicklung der Leistungsmotivation und der Selbstwertbildung liegen. Andererseits kann die Ursache auch eine überhöhte Vorstellungswelt sein, die sich nun an der Realität bricht (z. B. bei narzisstischer oder paranoider Persönlichkeitsdynamik). Zuletzt können die Ursachen auch im sozioökonomischen Umfeld liegen, dass z.B. auf dem Land nicht die entsprechenden Angebote vorliegen. So wird oft an diesem Punkt schon eine Trennung vom Elternhaus nötig, und dies ist eine weitere Entwicklungsaufgabe. Hinzu kommen die sehr unterschiedlichen Chancen der Kohortengruppen in Deutschland der letzten 50 Jahre (Fend 1991). So wird deutlich, dass sich in diesem Übergang viele Entwicklungslinien und -aufgaben kreuzen, und aus diesen Blickpunkt wird in biografischen Anamnesen die Exploration dieses Überganges obligatorisch.

#### 4. Probleme und Psychopathologie im Jugendalter

Die Jugendzeit stellt mit ihren massierten körperlichen und seelischen Umbrüchen für jeden Menschen eine individuelle Herausforderung im Sinne einer normativen Neuorientierung dar. Frühe Entwicklungslinien und Reifungsaufgaben aber auch individuelle kritische Lebensereignisse aus der Zeit bis zum Beginn der Pubertät werden durch die massiven biologischen und gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse noch einmal einer Überarbeitung zugeführt (vgl. Papoušek 1999; Spangler und Zimmermann 1999; Fiedler 1999). Obwohl Pubertät und Adoleszenz eine Labilisierung mit sich bringen und in diesem Sinn als eine sensible Phase verstanden werden müssen, zeigen die an Entwicklungsaufgaben und -themen orientierten empirischen Untersuchungen, dass eine produktive Bewältigung dieser Aufgaben auch ohne krisenhafte Zuspitzungen erfolgen kann (Hagen und Noecker 1999). Auf eine umfassende Darstellung von Gesundheits- und Risikofaktoren bzw. typischer psychopathologischer Phänomene des Jugendalters verzichte ich (wie eingangs schon erwähnt) im gegebenen Rahmen und verweise diesbezüglich auf die Arbeiten von Resch, Klosinski, Hockel und Metzmacher in die-

sem Heft. Als wichtigste Quellen zum Thema wären zu nennen: Fend 1999; Oerter et al. 1999; Petermann et al. 1998; Resch 1996; Schulenberg et al. 1996; Farrington 1995; Ge et al. 1995; Fendrich et al. 1990; Graber et al. 1990; Rolf et al. 1990. Ich referiere zum Abschluss die Ätiologie-unspezifischen Entwicklungs- und Risikobereiche der Adoleszenz.

**Körperliche Entwicklung und ihre Verarbeitung:** Das prägnanteste Merkmal von Pubertät und Adoleszenz, sowohl für die Jugendlichen selbst als auch für ihre Umgebung, sind die körperlichen Veränderungen und Reifungsprozesse. Durch sie werden zum einen seelische Prozesse angestoßen, und zwar von beiden Seiten, der endokrinologischen und der seelischen. Zum anderen erhalten Jugendliche auf diese Veränderungen aus ihrem Umfeld veränderte Resonanzen, die soziale Rolle, in der sie nun stehen, hat einen völlig anderen Aufforderungscharakter. Was sich hier so sprunghaft wandelt, muss verarbeitet, integriert werden, die Aufgaben, die sich dadurch stellen sind eine Herausforderung, die nicht immer leicht zu bewältigen ist (Baur und Miethling 1991). Körperfeindlichkeit als Lebenserfahrung, frühe Deprivation, hohe Kontrollfunktionen oder eine entwertende Umgebung machen aus diesen Entwicklungsaufgaben schnell Risikofaktoren, die eben unspezifisch, aber je nach Verarbeitungsstatus und Ressourcenlage zu psychischen Problemen führen können (Depression, Drogenprobleme, Ess-Störungen, funktionelle Störungen etc.).

**Identität:** Wie oben dargestellt, ist die Entwicklung der Identität eine zentrale Aufgabe in Pubertät und Adoleszenz und sorgt bei Normalentwicklung dafür, dass ein Gefühl der Kohärenz entsteht, das für sich gesehen hoch protektiven Charakter hat (Antonovsky 1997). Störungen und Traumatisierungen (z.B. Inzest, missglückte Intimbindungen) im Rahmen der verbindlichen Übernahme einer sozialen und geschlechtsspezifischen Rolle können in Identitätskrisen und -diffusionen führen (z.B. Depersonalisationserlebnisse als Fremdheitseindruck der eigenen Person). Auch für Erwachsene ist die Frage, was einen Mann, eine Frau ausmacht, welche Art von Mann oder Frau man sein will, noch schwer zu beantworten. Diese Diffusionen gehen oft auf Probleme in der Adoleszenz zurück, weil hier Kristallisationspunkte dieser Entwicklungsaufgaben verborgen sind. Derealisationen können bei Jugendlichen als passageres Phänomen auftreten, als Reaktion auf Inkonsistenz und Inkongruenz unterschiedlicher Selbstanteile, die durch emotional verwirrende Selbsterfahrungen gemacht werden. Dabei kommen archaische Abwehrmechanismen der Abspaltung zum Tragen bei dem Versuch, die Handlungsfähigkeit des Ich wiederherzustellen. Wertekrisen und religiöse Fragen treten auf bei erlebter Inkompatibilität von Familien- und Peer-Gruppierungen mit divergierenden Werthaltungen.

**Selbstwert:** Das Selbstwertgefühl konstituiert sich aus intersubjektiven Erfahrungen der Akzeptanz und Kompetenz. Fertigkeiten und positive Attributionen können nur dann zum Selbstwert beitragen, wenn sie in soziale Akzeptanz eingebettet sind und in der aktuellen Interaktion aktualisiert werden können (Repräsentation). Kritikfähigkeit und Selbstreflexion führen in Pubertät und Adoleszenz zu einer Periode

der Labilisierung. In der Adoleszenz kann es zu vexativen Schwankungen zwischen Selbstwertkrisen und narzisstischer Selbstüberschätzung kommen mit hohen Ambitionen und (sozialen) Idealisierungen, aber auch Ambivalenzen und Entwertungen. Es herrscht eine erhöhte Kränkbarkeit vor, die mit heftigen Affekten, auch internalisierender Natur, verbunden sein kann. Zuweilen halten Jugendliche an einem unerfüllbaren Wertideal fest, das bei sich und anderen für Abwertung sorgt; als passageres Phänomen ist das für die Adoleszenz normal; wenn die (Selbst- und Fremd-)Entwertungsdynamik prolongiert, spricht man von einem „unreifen Über-Ich“.

**Individuation und Autonomie:** In der Kindheit wird die Individuation zwischen den Polen der Abhängigkeit und Autonomie vollzogen. In Pubertät und Adoleszenz verändern sich diese Pole in Autonomie und Loyalität. Die damit verbundenen Ablösungsaufgaben können zu Glaubens- und Wertekrisen führen und zu riskantem Verhalten, weil mit der Ablösung von den Eltern die Hinwendung zum anderen Geschlecht die korrespondierende Entwicklungsaufgabe ist. Diese wird aber nicht immer in gleichem Zuge gelöst, so dass es zu Unterbrüchen in der emotionalen Kommunikation kommen kann. Wie bereits erwähnt, spielen vor allem lang anhaltende Parentifizierungsprozesse aus der Kindheit im Hinblick auf die Autonomieentwicklung eine besonders negative Rolle, weil die Bindungskraft „infantiler Versprechen“ (etwa bei bedürftigen Elternteilen) enorme Konsistenz aufweist und zu heftigen internalen Konflikten führt.

**Intimität:** Die Intimitätsentwicklung führt von einem selbst fokussierten Niveau von Beziehungen über ein rollenfokussiertes Niveau im Sinne von Mann-Frau-Klischees zu einem individuationsbezogenen Niveau mit Selbstöffnung, Initiative, Dialogfähigkeit, erotischer Intimität und Sexualität. Die Abstimmung eigener Bedürfnisse mit dem Partner läuft über Machtverzicht und *Vertrauensvorschuss*. Gerade frühe Deprivationen (z.B. Krankenhausaufenthalte von Kind oder Mutter in der allerfrühesten Kindheit) verhindern die Bewältigung dieses Entwicklungsschrittes, weil sie sehr nachhaltig für einen tief sitzenden Argwohn menschlichen Bindungen gegenüber sorgen, oft gepaart mit einer unglaublichen Sehnsucht nach Nähe, die abgespalten wird. Für die Nähe und Intimität mit einem Du sind ein guter Selbstwert, Spannungs- und Frustrationstoleranz und gute Identitätsgrenzen erforderlich. Schädigungen in diesen Bereichen können die Partnerschaftsaufgabe empfindlich stören bzw. zum Scheitern bringen und führen dann zu weitergehenden Anpassungsstörungen (Rückzug, Kontaktabbruch, Suizidgefahr).

Zur Entwicklung und Differentialdiagnose von Adolescenten-krisen ist folgendes multifaktorielle Modell nützlich (vgl. Dreher und Dreher 1999). Der Jugendliche bringt über genetische Muster (Anlage) und frühe biologische sowie psychosoziale Entwicklungseinflüsse eine bestimmte psychische Disposition mit, die sich im Entwicklungskontext der Adoleszenz, im Spannungsfeld zwischen Entwicklungsaufgaben und Lebensereignissen behaupten muss (Graber et al. 1996). In manchen Fällen kann sich diese Disposition, wie hier nur kurz angerissen, als vulnerabel erweisen. Unter dem Druck

der Entwicklungsaufgaben, gesellschaftlicher und akuter Umfeldeinwirkungen kann der Jugendliche in ein Geflecht möglicher Risikoverhaltensweisen geraten. Man darf jedoch nicht vergessen, dass gerade im Jugendalter die kritischen Konstellationen nicht nur Risiken sind, sondern, bei Vorhandensein entsprechender Ressourcen, auch zu bewältigenden Entwicklungschancen werden; die erfolgreiche Bewältigung schwieriger Situationen trägt erheblich zur Selbststärkung bei. In den schlechten Fällen kann es zu externalisierenden Konflikten mit den Eltern kommen, zu riskantem Verhalten in der Sexualität (Schwangerschaft, AIDS), zu Alkohol- und Drogenmissbrauch (vgl. Osten 2001), zu Gewaltanwendungen oder zur Annäherung an Extremisten- oder Delinquentengruppen (Bender et al. 1996). Stigmatisierung verschärft die Probleme. Bei internalisierender Disposition können aber auch Somatisierungsstörungen, Ess-Störungen, Angst und Panikattacken auftreten.

Eine praktikable Übersicht der psychopathologischen Phänomene der Pubertät und Adoleszenz bringt die Aufteilung des CASCAP-D, Psychopathologisches Befundsystem für Kinder und Jugendliche (Döpfner et al. 1999), mit halb standardisiertem Interview, getrennt für Kinder/Jugendliche und Eltern/Betreuungspersonen. Für die Exploration in der Erwachsenenpsychotherapie ist eine Übersicht über prävalent pathogene Milieus ganz allgemein, die Befragung über Kinder- und Jugendlicherkrankungen im Speziellen unerlässlich, weil sie im Rahmen der Entwicklungsspezifika der Jugendzeit zu den wesentlichen Bausteinen der „maligen Karrieren“ gehören (ätiologische Diagnostik).

## 5. Schlussbemerkung

Ich habe in den beiden Teilen dieser Arbeit versucht, Ergebnisse empirischer Forschungen für die Zeit der Pubertät und Adoleszenz auf dem aktuellen Stand darzustellen, um Psychotherapeuten in der Jugendlichen-therapie, aber auch Kollegen in der Erwachsenentherapie für die Entwicklungs- und Reifungsthemen dieser Zeit zu sensibilisieren. Dieser Blick auf die Entwicklungsmodi der Jugendzeit macht deutlich, wie zentral diese Lebensphase einesteils für die Entwicklung geschlechtstypischen Verhaltens, anderenteils für die Ausbildung beruflicher Lebensperspektiven ist. Zum Dritten münden frühere sozialisative Prozesse in der Jugendzeit in die Suchbewegungen nach einer inneren und äußeren Positionierung von jungen Menschen in der sie umgebenden Gesellschaft. Jede dieser drei Entwicklungsaufgaben hat hohe prognostische Aussagekraft im Hinblick auf die seelische oder psychosomatische Gesundheit, wenn auch nicht krankheitsspezifisch. Der Blick auf die Bedeutung dieser Entwicklungsthemen könnte die (noch immer bestehende) Ätiologiezentrierung auf die frühe Kindheit im ausgleichenden Sinne aspektieren. Im Zusammenhang mit den Säuglings- und Kleinkindforschungen einerseits, der Lebenslaufforschung im Erwachsenenalter andererseits, könnten in der Zukunft die Ergebnisse der klinischen Entwicklungsforschung in der Psychotherapie zu einer interventiven Praxis führen, die sich sehr differenziert an Entwicklungsparadigmata orientiert. Ich habe die Forschungs-

ergebnisse über die gesamte Lebensspanne in meiner Buchveröffentlichung differenziert ausgearbeitet (Osten 2000). Damit würde eine „allgemeine Psychotherapie“, wie sie heute vermehrt diskutiert wird, nicht nur auf dem Standbein der Evidenzforschung (die immer noch zu schulenspezifisch betrieben wird), sondern auch inhaltlich (ätiologisch) und praktisch (interventiv) auf einheitlichem theoretischem Boden stehen können (vgl. Petzold 1993a).

## Literatur

- Adelson, J. (1980): *Handbook of Adolescent Psychology*. New York: Wiley.
- Allen, J.P., Hauser, S.T., Eickholdt, C., Bell, K.L., O'Connor, T.G. (1994): *Autonomy and Relatedness in Family Interactions as Predictors of Expressions of Negative Adolescent Affect*. *J. Research in Adolescence*, 4/4: 535-552.
- Alsaker, F.D. (1995): *Timing of Puberty and Reactions of Pubertal Changes*. In: Rutter, M. (Hg.): *Psychosocial Disturbances in Young People*. Cambridge: University Press, 37-82.
- Antonovsky, A. (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt.
- Austin, A.M.B., Draper, D.C. (1984): *The Relationship among Peer Acceptance, Social Impact and Academic Achievement in Middle Childhood*. *Am. Educational Research Journal*, 21/3: 597-604.
- Barz, H. (1992): *Postmoderne Religion (II)*. Opladen: Leske+Budrich.
- Baumrind, D. (1991): *Effective Parenting During Early Adolescent Transition*. In: Cowan, P. Al., Heatherington, M. E. (Gr.): *Family Transitions*. Hillsdale: Erlbaum, 111-163.
- Baur, J., Miethling, W.-D. (1991): *Die Körperkarriere im Lebenslauf*. *Z. f. Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 11: 165-188.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, P. (1997): *Psychologie der seelischen Gesundheit*. Bd. I: *Theorien, Modelle, Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Becker-Stoll, F., Zimmermann, P., Fremmer-Bombik, E. (1998): *Is Attachment Representation a Stable Construct? A twelve Year Longitudinal Study*. Paper presented at the 14th Biennial Meeting of the Society for Research on Adolescence, Bern.
- Bender, D., Bliesener, T., Lösel, F. (1996): *Deviance or Resilience? A Longitudinal Study of Adolescents in Residential Care*. In: Davies, G., Loyd-Bostock, S., McMurrin, M., Wilson, C. (Hg.): *Psychology, Law, and Criminal Justice*. Berlin: deGruyter, 409-423.
- Berndt, T.J., (1996): *Transitions in Friendship and Friend's Influence*. In: Graber et al. (1996), 57-84.
- Berndt, T.J., Ladd, G.W. (1989): *Peer Relationships in Child Development*. New York: Wiley
- Bierhoff, H., Grau, I. (1993): *Die Bedeutung der physischen Attraktivität für interpersonelle Attraktion und Liebe*. In: Hassebrauck/Niketta (1993), 24-46.
- Borries, B.v. (1994): *Das Geschichtsbewusstsein von Jugendlichen. Erste repräsentative Untersuchung über Vergangenheitsdeutungen, Gegenwartswahrnehmungen und Zukunftserwartungen von Schülerinnen und Schülern in Ost- und Westdeutschland*. Weinheim: Juventa.
- Boszormenyi-Nagy, I., Spark, G. (1981): *Parentifizierung*. In: Boszormenyi-Nagy, I., Spark, G. (Hg.): *Unsichtbare Bindungen: Die Dynamik familiärer Systeme*. Stuttgart: Klett.

- Brock, D., Hantsche, B., Kühnleit, G., Meulemann, H., Schober, K. (1997): Übergänge in den Beruf. Zwischenbilanz zum Forschungsstand. Weinheim: Dt. Jugendinstitut.
- Brown, B. (1989): The Role of Peer Groups in Adolescents Adjustment to Secondary School. In: Berndt/Ladd (1989), 188-215.
- Buchanan, C.M., Eccless, J.S., Becker, J.B. (1992): Are Adolescents the Victims of Raging Hormones? Evidence for Activational Effects of Hormones on Moods and Behaviour at Adolescence. *Psychological Bulletin*, 111: 62-107.
- Canetti, E. (1980): Masse und Macht. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Cauffman, E., Steinberg, L. (1996): Interactive Effects of Menarcheal Status and Dating on Dieting and Disordered Eating among Adolescent Girls. *Development Psychopathology*, 32/4, 631-635.
- Ciampi, L. (1997): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Zum Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Comte-Sponville, A. (1998): Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte. Reinbek: rororo.
- Costa, F.M., Jessor, R., Donovan, J.E., Dennis, F.J. (1995): Early Initiation of Sexual Intercourse: The Influence of Psychological Unconventionality. *J. of Research in Adolescence*, 5/1: 93-121.
- Damasio, A.R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: dtv.
- Döbert, M., Hubertus, P. (2000): Ihr Kreuz ist die Schrift. Analphabetismus und Alphabetisierung in Deutschland. Berlin: Verlag Bundesverband Alphabetisierung.
- Döpfner, M., Berner, W., Flechtner, H., Lehmkühl, G., Steinhausen, H.-C. (1999): Psychopathologisches Befundsystem für Kinder und Jugendliche. Göttingen: Hogrefe.
- Dreher, E., Dreher, M. (1999): Konzepte von Krankheit und Gesundheit in Kindheit, Jugend und Alter. In: Oerter et al. (1999), 623-653.
- Eckensberger, L.H. (1998): Die Entwicklung des moralischen Urteils. In: Keller (1998), 475-516.
- Edelman, G.M. (1995): Göttliche Luft, vernichtendes Feuer. Wie der Geist im Gehirn entsteht. München: Piper.
- Ewert, O.M. (1984): Psychische Begleiterscheinungen des puberalen Wachstumsschubs bei männlichen Jugendlichen. *Z. f. Entwicklungspsych. und Päd. Psych.*, 26: 1-11.
- Faltermaier, T., Mayring, Ph., Saup, W., Strehmel, P. (1992): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Stuttgart: Kohlhammer.
- Farrington, D.P. (1995): The Challenge of Teenage Antisocial Behaviour. In: Rutter, M. (Hg.): *Psychological Disturbances in Young People*. Cambridge: University Press, 83-130.
- Fend, H. (1990): Vom Kind zum Jugendlichen. *Entwicklungspsychologie in der Moderne*, Bd. I. Bern: Huber.
- Fend, H. (1991): Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. *Entwicklungspsychologie in der Moderne*, Bd. II. Bern: Huber.
- Fend, H. (1994): Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung in der Pubertät. *Entwicklungspsychologie in der Moderne*, Bd. III. Bern: Huber.
- Fend, H. (1999): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich (UTB).
- Fendrich, M., Warner, V., Weissman, M.M. (1990): Family Risk Factors, Parental Depression, and Psychopathology in Offspring. *Development Psychology*, 26: 40-50.
- Fiedler, P. (1999): Salutogenese und Pathogenese in der Persönlichkeitsentwicklung. In: Oerter et al. (1999): 314-334.
- Filipp, S.-H. (1990): Kritische Lebensereignisse. München: Psychologie Verlags Union.
- Flaake, K., Kind, V. (1995): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt a.M.: Campus.
- Flammer, A. (1990): Erfahrung der eigenen Wirksamkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern: Huber.
- Fogt, H. (1982): Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Försterling, F., Stiensmeier-Pelster, J. (1991): Attributionstheorie. Grundlagen und Anwendungen. Göttingen: Hogrefe.
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser.
- Friedrich, W., Schubarth, W. (1991): Ausländerfeindliche und rechts-extreme Orientierungen bei ostdeutschen Jugendlichen. Eine empirische Studie. *Deutschland Archiv*, 24: 1025-1065.
- Ge, X., Conger, R.D., Lorenz, F.O., Shanahan, M. (1995): Mutual Influences in Parent and Adolescent Psychological Distress. *Special Section: Parental Depression and Distress: Implications for Development in Infancy, Childhood, and Adolescence. Development Psychology*, 31/3: 406-419.
- Gilligan, C. (1987): Adolescent Development Reconsidered. In: Irwin, C.E. (Hg.): *New Directions for Child Development*. San Francisco: Jossey-Boss.
- Gollwitzer, P.M., Wicklund, R.A. (1985): The Pursuit of Self-Defining Goals. In: Kuhl, J., Beckmann, J. (Hg.): *Action Control*. Berlin: Springer, 61-85.
- Graber, J.A., Brook-Gunn, J., Warren M.P. (1995): The Antecedents of Menarcheal Age: Heredity, Family Environment, and Stressful Life Events. *Child Development*, 66: 346-359.
- Graber, J.A., Brooks-Gunn, J., Petersen, A.C. (1996): Transitions through Adolescence. *Interpersonal Domains and Context*. Hillsdale: Erlbaum.
- Grob, A., Flammer, A., Rhyn, H. (1995): Entwicklungsaufgaben als soziale Normsetzung: Reaktionen Erwachsener auf Lösungsmodi von Entwicklungsaufgaben Jugendlicher. *Z. f. Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 117/3: 154-168.
- Häfeli, K., Kraft, U., Schallberger, U. (1987): Berufsausbildung und Persönlichkeitsentwicklung. Eine Längsschnittstudie. Bern: Huber.
- Hagen, C.v., Noecker, M. (1999): Entwicklungsergebnis bei chronischer somatischer Erkrankung im Kindes- und Jugendalter: Psychische Störung versus Kompetenzgewinn. In: Oerter et al. (1999), 654-690.
- Haggerty, R.J., Sherrod, L.R., Garmezy, N., Rutter, M. (1994): Stress, Risk, and Resilience in Children and Adolescents. *Process, Mechanisms, and Interventions*. Cambridge: University Press.
- Hannover, B. (1997): Die Bedeutung des pubertären Reifestatus für die Herausbildung informeller Interaktionsgruppen in koedukativen Klassen und in Mädchenklassen. *Zt. f. Pädagogische Psychologie*, 11: 3-13.
- Harter, S. (1990a): Self and Identity Development. In: Feldman, S.S., Elliott, G.R. (Hg.): *At the Threshold: The Developing Adolescent*. Cambridge: University Press, 352-387.
- Harter, S. (1990b): Process Underlying Adolescent Self Concept Formation. In: Monemayer, R. (Hg.): *From Childhood to Adolescence: A Transitional Period?* Newbury Park: Sage Publications, 205-239.
- Hassebrauck, M., Niketta, R. (1993): Physische Attraktivität. Göttingen: Hogrefe.
- Havighurst, R.J. (1972): *Developmental Tasks and Education*. New York: Longmans Green.
- Helfferich, C. (1994): *Jugend, Körper und Geschlecht*. Opladen: Leske+Budrich.
- Higgins, E.T. (1987): Self-Discrepancy. A Theory Relating Self and Affect. *Psychological Review*, 94, 319-340.
- Hill, J.P., Holmbeck, G.N. (1986): Attachment and Autonomy During Adolescence. In: Whitehurst, G. (Hg.): *Annals of Child Development* (3). Greenwich: JAI Press, 145-189.
- Holtappels, H.G. (1987): Schulprobleme und abweichendes Verhalten aus der Schülerperspektive. Bochum: Schallwig.
- Hopf, C., (1995): Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Situation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim: Juventa.

- Hoppe-Graff, S. (1998): Tagebücher, Gespräche und Erzählungen: Zugänge zum Verstehen von Kindern und Jugendlichen. In: Keller (1998), 261-294.
- Hurrelmann, K. (1988): Warteschleifen. Keine Berufs- und Zukunftsperspektiven für Jugendliche. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., Lösel, F. (1990): Health Hazards in Adolescence. Berlin: deGruyter.
- Hurrelmann, K., Ulich, D. (1998): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz.
- Huth, W. (1995): Flucht in die Gewißheit. Fundamentalismus und Moderne. München: Claudius.
- Kanning, U.P. (2000): Selbstwertmanagement. Die Psychologie selbstwertdienlichen Verhaltens. Göttingen: Hogrefe.
- Kegan, R. (1986): Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. München: Kindt.
- Keller, H. (1998): Lehrbuch Entwicklungspsychologie. Bern: Huber.
- Klink, F., Kieselbach, T. (1990): Jugendarbeitslosigkeit als gesundheitlicher Risikofaktor. Bremer Beiträge zur Psychologie, 91/5: 1-22.
- Kluge, N. (1998): Sexualverhalten Jugendlicher heute. Ergebnisse einer repräsentativen Jugend- und Elternstudie über Verhalten und Einstellungen zur Sexualität. Weinheim: Juventa.
- Kohlberg, L. (1995): Die Psychologie der Moralentwicklung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kolk, B.A. van der, McFarelane, A.C., Weisaeth, L. (2000): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze, Theorie, Praxis und Forschung zu posttraumatischem Stress sowie Traumatherapie. Paderborn: Junfermann.
- Krappmann, L. (1998): Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. In: Hurrelmann/Ulich (1998), 354-375.
- Kreische, R. (1995): Gestörte Paarbeziehungen bei neurotischen Erkrankungen und ihre psychotherapeutische Behandlung. Zt. f. Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse, 41: 108-126.
- Kreppner, K., Lerner, R.M. (1989): Family Systems and Life Span Development. Hillsdale: Erlbaum.
- Kretschmann, R., Lindner-Achenbach, S. (1990): Analphabetismus bei Jugendlichen. Ursachen, Erscheinungsformen, Hilfen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Krewer, B., Eckensberger, L.H. (1998): Selbstentwicklung und kulturelle Identität. In: Hurrelmann/Ulich (1998), 573-594.
- Kruse, A., Schmitz-Scherzer, R. (1995): Psychologie der Lebensalter. Darmstadt: Steinkopff.
- LeDoux, J. (1998): Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen. München: Hanser.
- Lewin, K. (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften, hg. von D. Cartwright. Bernd: Huber
- Liepmann, D., Sticksrud, A. (1985): Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz. Göttingen: Hogrefe.
- Ludwig-Körner, Ch. (1992): Der Selbstbegriff in Psychologie und Psychotherapie. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Mansel, J. (1995): Sozialisation in der Risikogesellschaft. Eine Untersuchung zu psychosozialen Belastungen Jugendlicher als Folge ihrer Bewertung gesellschaftlicher Bedrohungspotentiale. Neuwied: Luchterhand.
- Marcia, J.E. (1980): Identity in Adolescence. In: Adelson (1980), 159-187.
- Markefka, M., Nave-Herz, R. (1989): Handbuch der Familien- und Jugendforschung (Bd. II). Neuwied: Luchterhand.
- Mattejat, F. (1993): Subjektive Familienstrukturen. Göttingen: Hogrefe.
- Möller, H.-J., Laux, G., Kapfhammer, H.-P. (2000): Psychiatrie und Psychotherapie. Berlin: Springer.
- Montada, L. (1995): Moralische Entwicklung und moralische Sozialisation. In: Oerter und Montada (1995), 862-894.
- Mrazek, J. (1987): Struktur und Entwicklung des Körperkonzeptes im Jugendalter. Zt. f. Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 19: 1-13.
- Müller, L., Petzold, H. (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren, kreative und virtuelle Medien für die Diagnostik von Störungen von Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie mit Kindern und Jugendlichen. Integrative Therapie, 24: 396-437.
- Nichter, M., Ritenbaugh, C., Aickin, M., Nichter, M. (1992): Body Image and Dieting among Adolescent Females. Washington: Biennial Convention of the Society for Research on Adolescence.
- Oerter, R. (1995): Motivation und Handlungssteuerung. In: Oerter/Montada (1995), 758-822.
- Oerter, R. (2001): Zur Entwicklung von Willenshandlungen. In: Petzold (2001), 98-117.
- Oerter, R., Dreher, M. (1995): Jugendalter. In: Oerter/Montada (1995), 310-395.
- Oerter, R., Hagen, C. von, Röper, G., Noam, G. (1999): Klinische Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Oerter, R., Montada, L. (1995): Entwicklungspsychologie. München: Psychologie Verlags Union, 3. Aufl.
- Olbrich, E., Todt, E. (1983): Probleme des Jugendalters. Heidelberg: Springer.
- Osten, P. (1999): Sinnerfahrung und psychische Gesundheit. Integrative Therapie, 25, 3-7.
- Osten, P. (2000): Die Anamnese in der Psychotherapie. Klinische Entwicklungspsychologie in der Praxis. München: UTB-Reinhardt, 2. Aufl.
- Osten, P. (2001): Lebensgeschichtliche Perspektiven in der Entstehung von Sucht- und Abhängigkeitserkrankungen. Klassifikation, Ätiologische Diagnostik, Ressourcenanalyse und Behandlungsplanung in der Suchtkrankenhilfe. In: Walter-Hamann, R. (Hg.): Frühe Schädigungen – Spätere Sucht? Das Konzept der Risiko- und Schutzfaktoren in der Suchtkrankenhilfe. Freiburg: Lambertus.
- Papini, D.R., Roggman, L.A., Anderson, J. (1991): Early Adolescence Perceptions of Attachment to Mother and Father: A Test of the Emotional-Distancing and Buffering Hypothesis. J. of Early Adolescence, 11: 258-275.
- Papousek, M. (1999): Regulationsstörungen der frühen Kindheit, Entstehungsbedingungen im Kontext der Eltern-Kind-Beziehungen. In: Oerter et al. (1999), 148-169.
- Pekrun, R., Fend, H. (1991): Schule und Persönlichkeitsentwicklung. Ein Resümee der Längsschnittforschung. Stuttgart: Enke.
- Penn, P., Frankfurt, M. (1996): Dialogische Räume. Schreiben, Vieltimmigkeit, narrative Vielfalt und Teilnehmertexte. Familiendynamik, 21: 183-202.
- Petermann, F., Kusch, M., Niebank, K. (1998): Entwicklungspsychopathologie. Weinheim: Beltz.
- Petzold, H. (1993a): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, Bde. I, II, III. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H. (1993b): Das Korrespondenzmodell als Grundlage der Integrativen Therapie und Agogik. In: Petzold, H.: Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, Bd. I. Paderborn: Junfermann, 19-90.
- Petzold, H. (2001): Wille und Wollen. Psychologische Modelle und Konzepte. Göttingen: V & R.
- Petzold, H., Mathias, U. (1982): Rollenentwicklung und Identität. Von den Anfängen der Rollentheorie zum sozialpsychiatrischen Rollenkonzept Morenos. Paderborn: Junfermann.
- Phares, V., Compas, B.E. (1992): The Role of Fathers in Child and Adolescent Psychopathology: Make Room for Daddy. Psychological Bulletin, 111: 387-412.

- Rauchfleisch, U. (1997): Alternative Familienformen. Eineltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Remplein, H. (1965): Die seelische Entwicklung des Menschen im Kindes- und Jugendalter. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Resch, F. (1996): Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Retzer, A. (2000): Systemische Psychotherapie. Theoretische Grundlagen, klinische Anwendungsprinzipien. In: Möller et al. (2000), 720-744.
- Rodgers, J.L. (1996): Sexual Transitions in Adolescence. In: Graber et al. (1996), 85-110.
- Rolf, J., Masten, A.S., Cicchetti, D., Nuechterlein, K.H., Weintraub, S. (1990): Risk and Protective Factors in the Development of Psychopathology. Cambridge: University Press.
- Rutter, M. (1990): Psychosocial Resiliency and Protective Mechanism. In: Rolf et al. (1996).
- Rutter, M. (1995): Psychosocial Disturbances in Young People. Cambridge: University Press.
- Sanders, R. (1997): Integrative Paartherapie, Grundlagen, Praxeologie, Evaluation. Frankfurt a. M.: Lang.
- Schiepek, G. (2001): Die Grundlagen der Systemischen Therapie. Theorie, Praxis, Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmidt, G., Klusmann, D., Zeitzschel, U. (1992): Veränderungen der Jugendsexualität zwischen 1970 und 1990. Sexualforschung, 5/3: 191-218.
- Schmitz, H. (1992): Psychotherapie als leibliche Kommunikation. Integrative Therapie, 18: 292-313.
- Schneewind, K.A. (1999): Familienpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schraml, W. (1968): Die Ebenen des klinischen Interviews. In: Schraml, W. (Hg.): Person als Prozess. Bern: Huber.
- Schulenberg, J., Maggs, J.L., Hurrelmann, K. (1996): Health Risks and Developmental Transitions during Adolescence. Cambridge: University Press.
- Schumann-Gliwitski, B., Meier, S. (1990): Schwierigkeiten und Chancen von Stieffamilien. Eine qualitative Erforschung der spezifischen Familienrealität. Berlin: Spiess.
- Schwendter, R. (2001): Willensbildung - eine politische Perspektive. Implikationen für die psychotherapeutische Praxis. In: Petzold (2001), 173-196.
- Seiffge-Krenke, I. (1994): Gesundheitspsychologie des Jugendalters. Göttingen: Hogrefe.
- Seitelberger, F. (1996): Lebensstufen des Gehirns. Neurobiologische Aspekte. In: Zapotoczky/Fischhof (1996), 19-42.
- Silbereisen, R.K. (1995): Soziale Kognition: Entwicklung von sozialem Wissen und Verstehen. In: Oerter und Montada (1995), 823-861.
- Soff, M. (1989): Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugendtagebüchern verschiedener Generationen. Weinheim: Juventa.
- Spangler, G., Zimmermann, P. (1999): Bindung und Anpassung im Lebenslauf: Erklärungsansätze und empirische Grundlagen für Entwicklungsprognosen. In: Oerter u.a. (1999), 170-194.
- Spencer, B. (1991): Minority. Development of Identity. In: Lerner, R. M., Petersen, A. C., Brooks-Gunn, J. (Hg.): Encyclopedia of Adolescence. New York: Garland, 525-528.
- Strehmel, P., Ulich, D. (1995): Arbeitslosigkeit als Entwicklungskrise im frühen und mittleren Erwachsenenalter. In: Oerter/Montada (1995), 1088-1093.
- Strouse, J.S., Fabes, R.A. (1987): A Conceptualization of Transition to Nonvirginity in Adolescent Females. Journal of Adolescent Research, 2: 331-348.
- Sullivan, H.-St. (1980): Die interpersonale Theorie der Psychiatrie. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Suls, J.M., Miller, R.L. (1977): Social Comparism Process. New York: Wiley.
- Tanner, J.M. (1974): Sequence and Tempo in the Somatic Changes of Puberty. In: Grumbach, M.M., Grave, G.D., Mayer, F.E. (Hg.): Control of the Onset of Puberty. New York: Wiley, 448-472.
- Thomae, H. (1988): Das Individuum und seine Welt. Göttingen: Hogrefe.
- Ulich, K. (1998): Schulische Sozialisation. In: Hurrelmann/Ulich (1998), 377-396.
- Youniss, J., Haynie, D.L. (1992): Friendship in Adolescence. Developmental and Behaviour Pediatrics, 13/1, 59-66.
- Zapotoczky, H.G., Fischhof, P.K. (1996): Handbuch der Gerontopsychiatrie. Wien: Springer.

### Peter Osten

Lehrtherapeut für Integrative Therapie, Ludwig-Maximilian-Universität (LMU),  
 Praxis für Psychotherapie, Systemische Therapie, Personal Coaching, Paartherapie und Supervision.  
 Winthirstraße 21 • 80639 München  
 e-mail: Peter.Osten@psy.med.uni-muenchen.de